1/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Auf einer Reise durch das befreite NIKARAGUA, eine Autostunde von Managua entfernt, traf FREIE WELT

La Roja vom Rio Masachapa

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Reisetagebuch Nikaragua
Wieviel Höllen kennt Masaya? **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Kosmonautik
FREIE WELT-Reporter bei der Landung der Weltallrekordler **Seite 16**

Wissenschaft
BRD-Wissenschaftler für den Frieden **Seite 18**

Sport
Der schüchterne Auftritt einer Olympiasiegerin: Vida Venciene **Seite 24**

Memoirenserie
Pu Yi – der letzte Kaiser von China **Seite 26**

Geschichte
Prämie für Mord **Seite 28**

Literatur
Die Welt des Akos Kertesz – Schriftsteller in Budapest **Seite 30**

Koch-Kunst
Aus der Lebensgeschichte eines berühmten Topfes **Seite 32**

Erzählung
Leonid Leonow: „Der Vagabund“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Märchen
Wie ein Reicher sein Hab und Gut verlor **Seite 41**

Luftfahrt
Männer des Jahres '88 – zwei MiG-Konstrukteure **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Ökologie
Erdgas von der Halbinsel Jamal – aber die Tundra muß erhalten bleiben **Seite 46**

An historischen Stätten
Lisa Klutschewskaja aquarellierte in Zürich **Seite 52**

Leben in Leipzig
Besuch bei einer jungen Familie **Seite 54**

Titelfoto:
Ein Mädchen aus einem Dorf am Rio Masachapa fotografierte Detlev Steinberg

Redaktionsschluß für dieses Heft: **9. 1. 1989**

Trasse heißt Tempo

Das klingt so gut wie manche Losung, die in eine anzustrebende Zukunft gerufen wird. Doch in der Ökonomie geht es zu wie im Sport – die Messungen müssen exakt sein. An der Erdgastrasse war auch 1988 wieder ein Rekordjahr – nach den abgerechneten Rohrkilometern. 265 schlugen zu Buche. Und wir erinnern uns: Auch 1987 ging mit 206 Kilometern als Rekordjahr in die Geschichte des Zentralen Jugendobjekts ein. Rund ein Viertel Leistungszuwachs zwischen Neujahr und Silvester 1988 am Linearen Teil, so nennt man den vorrückenden Gasleitungsbau, zu dem auch die tollkühnen Burschen vom Rohrtransport gehören (großes Foto). Abenteuerliche Schlitterpartien hatten sie in diesem Winter wenig zu meistern, erst kurz vor dem Jahreswechsel setzte im Ural wieder richtiger Frost ein. Dann aber sank das Quecksilber „traditionell“ auf minus 30 Grad, doch ohne wegebauende Kälte wäre mancher Sumpf nicht zu befahren.

Der neuerliche Leistungszuwachs wurde bei gleichbleibender Arbeitskräftezahl und ohne größeren Technikaufwand erreicht. Der Schlüssel: wissenschaftlich durchdachter Einsatz aller Kapazitäten. Eine Komplextechnologie, der frühere Ergebnisse und sowjetische Erfahrungen zugrunde liegen, regelt optimales Ineinandergreifen der verschiedenen Gewerke – vom Mutterbodenabschub bis zur abschließenden Rekultivierung des Geländes. Das „Nur an sich denken" der Gewerke von einst wurde beträchtlich abgebaut; regelrecht ineinander verzahnt unterstützen die Arbeitstakte einander. 1987 war diese ergebnisorientierte Arbeitsorganisation erdacht und eingeführt, seit 1988 ist sie sozusagen Gesetz. Vier Verdichterstationen wurden außer dem Rekord-Rohrstrang fertig, dazu 712 Wohnungseinheiten für das Betreiberpersonal der Pipelines, komplettiert durch 14 Objekte des Gesellschaftsbaus wie Kaufhallen, Schulen, Kindergärten usw. Eine weitere Verdichterstation, die in Dobrjanka, steht vor der Übergabe.

Im 40. DDR-Jahr geht es mit dem gleichen Schwung weiter: Annähernd die gleiche Rohrstrecke ist zu verlegen, fünf Verdichterstationen sind zu errichten sowie Wohnungen und Gesellschaftsbauten für das Betreiberpersonal. Ein für die DDR junges Gewerk entwickelt sich weiter: Tiefbohrarbeiten an der Erdgaslagerstätte Karatschaganak in Nordkasachstan. 17 400 Meter Rohr sind in die Tiefe zu bringen. 1989 ist dieses Erdgasfeld, das Arbeiter aus mehreren sozialistischen Ländern gemeinsam erschließen, Ziel von FREIE WELT-Reportern. Derzeit beraten alle Baustellenkollektive ihre Wettbewerbsvorhaben. Hauptrichtung: Senkung des Aufwands, damit das Ergebnis desto beeindruckender wird. Trasse hat Tradition. Trasse heißt Tempo.

Klaus Hurrelmann (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

„In allen Stürmen der Geschichte"

von Karl-Eduard v. Schnitzler

„Wäre es nach ihnen (den deutschen Kommunisten – v. Schn.) gegangen, dann wären schon damals, vor 70 Jahren, die Machtgrundlagen des Imperialismus nicht erhalten worden, dann hätte es keinen Faschismus, kein KZ-System, keine Judenpogrome, keinen Holocaust gegeben, dann wäre von deutschem Boden kein zweiter Weltkrieg ausgegangen." Das sagte Erich Honecker am 70. Jahrestag der Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands. Sie wurde geboren in der „bis dahin größten Revolution in der deutschen Geschichte… war Bestandteil jener Welle von Revolutionen, die 1917 mit dem Roten Oktober in Rußland ihren Anfang genommen hatte, widerspiegelte vor allem dessen starken Einfluß und verlieh ihrerseits revolutionären Bestrebungen in anderen Ländern Impulse".

Revolutionäre Parteinahme für den ersten sozialistischen Staat hatte Ernst Thälmann zum „Prüfstein für die Haltung in der weltweiten Klassenauseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus" erklärt. Und – konsequenterweise – Erich Honecker heute: „Der Bruderbund mit dem Sowjetland und seiner Leninschen Partei bewährt sich als Fundament unseres erfolgreichen Voranschreitens in allen Stürmen der Geschichte."

Wir leben auch heute in einer bewegten Zeit. Auf dem festen Fundament unumkehrbarer Erfolge, im Bewußtsein, immer auf der richtigen Seite der Barrikade gestanden zu haben, stehen wir im Kampf um Abrüstung und friedliche Koexistenz erneut im wütenden Feuer der Kräfte, die keine Kriegsangst haben, sondern Friedensfurcht. Sie können die Existenz des sozialistischen Staates auf deutschem Boden nicht verwinden, denken immer noch in Kategorien dumpfer Vorgestrigkeit und hängen großdeutschen Träumen nach, die Deutsche Demokratische Republik politisch erpressen, ökonomisch schädigen, ideologisch unterminieren zu können. Entgegen ihren eigenen Parolen beweisen sie: Friedliche Koexistenz macht das Feindbild nicht hinfällig! Friedenskampf ist kein „Ersatz" des Klassenkampfs!

Um den friedlichen Charakter der andauernden Auseinandersetzung geht es. Mit dem Friedensappell „An Alle" trat der Sozialismus in die Weltgeschichte. Deutsche Kommunisten gründeten die Partei, die sich in Deutschland den Anforderungen der neuen, mit dem Roten Oktober eingeleiteten weltgeschichtlichen Epoche stellte. Für Frieden, Brot und Völkerfreundschaft kämpften sie und gegen Faschismus, Volksverhetzung, Rassismus und Krieg. So wurde der Weg in die Deutsche Demokratische Republik bereitet, dem ersten deutschen Friedensstaat – mit Berlin, der „Stadt des Friedens". Und mit der Entschlossenheit, niemals mit der Macht spielen zu lassen und auch in Zukunft alles zu tun, „unser Hauptinstrument zur Gestaltung des Sozialismus, unseren Staat, zu festigen" (Erich Honecker).

Über der Menschheit schwebt drohend das nukleare Damoklesschwert. Für den vernünftigen Menschen ist Krieg nicht mehr denkbar, darf nicht mehr sein. „Die alte Philosophie der Kriegsverhinderung durch Abschreckung, das heißt die Fähigkeit zur Kriegsführung, muß überwunden werden… Auch moderne konventionelle Waffen haben eine neue Form der Verwundbarkeit entstehen lassen… Ein sich beschleunigender Prozeß der beidseitigen Abrüstung und damit des Abbaus auch von konventionellen Angriffswaffen muß zu Verteidigungsstrukturen führen, die in allen Staaten rein defensiv sind, das heißt ihre größte Wirksamkeit in der Verteidigung auf dem eigenen Territorium entfalten." Das schrieb der Flottillenadmiral der Bonner Bundesmarine, Elmar Schmähling. Und, verbunden mit der Aufforderung, BRD und NATO sollten auf die Vorschläge Gorbatschows eingehen, stellte er fest: „Solange aber die Regierungen der NATO-Staaten dennoch an einer Strategie festhalten, die in einem Krieg genau diesen gezielten und bewußt herbeigeführten abgestuften Nuklearwaffen-Einsatz vorsieht, werden wir das nukleare Übel in unserem Land nicht los."

Wir nennen das nukleare Übel „Teufelszeug"; auch sonst kommt der Admiral der im Nuklearzeitalter einzig möglichen, von den Staaten des Warschauer Vertrages praktizierten Militärdoktrin sehr nahe. Der Bundeswehr-Admiral ist gewiß kein Freund des Sozialismus. Dennoch wurde er von seinem Minister diszipliniert, mit einem „Verweis" zur kapitalistischen Ordnung gerufen. Sein Generalinspekteur fordert mehr Geld, mehr Waffen und mehr Soldaten und warnt vor „zu großer Friedfertigkeit". Minister Scholz beklagt, daß „der Friede zunehmend als natürlicher Zustand begriffen" werde. Flankiert werden diese Meinungen durch die Prozeßwelle, die 1988 mehr als 4000 westdeutsche Raketengegner überrollt hat – vom Arbeiter bis zum Künstler, vom Angestellten bis zum Staatsanwalt und Richter, vom Schüler bis zum Studenten. „Die Militärbürokratie und die Rüstungsindustrie", klagte der Admiral an, stehe der Entwicklung in Richtung Entspannung und Abrüstung „eher skeptisch und bremsend gegenüber". Erich Honecker wertete das mit der Warnung: „Das sind gefährliche Positionen, im Widerspruch zu den Erfordernissen der Zeit."

Deswegen traten vor siebzig Jahren die deutschen Kommunisten mit dem Willen auf, „der gegenseitigen Zerfleischung der Völker ein Ende" zu machen und „der geschundenen Menschheit Frieden, Freiheit, wahre Kultur zu bringen". Deshalb wertete Erich Honecker die Gründung der KPD mit den Worten: „Was die kleine, aber entschlossene, von ihrer Sache überzeugte Schar der Gründer der KPD vor siebzig Jahren begann, fand seine Krönung im Werden und Wachsen der Deutschen Demokratischen Republik." Deswegen unterstützt und bereichert der sozialistische deutsche Staat alle sozialistischen Friedens- und Entspannungsvorschläge, vor allem Michail Gorbatschows jüngste Initiativen. „Mit ihrem Schwur, alles zu tun, daß von deutschem Boden nie wieder Krieg ausgeht, sondern immer nur Frieden, setzt die SED den Kampf der KPD um das höchste Menschenrecht, das Recht auf ein Leben in Frieden, ehrenvoll fort."

Rosario Murillo

Wem vermag ich zu erklären
daß ich die Poesie in einem Antlitz wiederfinde,
in den Sorgen, in der Wachsamkeit,
daß ich die Schmerzen durchlebe, von Lösungen träume,
daß noch immer vor der Menge mir Tränen aufsteigen,
daß die Hymne mir das Haar zu Berge stehen läßt
und daß in den Augen der dickbauchigen Bürschlein
ich die Augen der Toten weise finde.
Wem vermag ich zu erklären, ohne Scham, ohne Schuld
angesichts der Menschen ohne Dach
angesichts der entblößten Hospitäler, der Schulen ohne Bänke
angesichts der Handwerker ohne Arbeitsmaterial
angesichts der Bauern, noch immer auf Fuhrwerken
angesichts der noch immer sterbenden Knirpse
angesichts des Imperialismus!
Wer wird an die Forderung eines Gedichts glauben,
das uns ebenso anruft
als sei es das Einzige auf der Welt
als erfinde es dieselbe.

(Aus dem Gedicht: „Es ist richtig, wir errichten die Welt" der nikaraguanischen Dichterin. Nachdichtung: Theresa Gonzalez.)

NIKARAGUA LIBRE –
Ein Reisetagebuch von Helmut Zemke
mit Fotos von Detlev Steinberg (I)

Wieviel Höllen kennt Masaya?

Wieviel Höllen kennt Masaya?

Joan, der mörderische Wirbelsturm aus der Karibik, hatte die Große Maisinsel verheert und raste auf Bluefields zu – da hatten wir unser Visum in der Tasche. Nur wenige Tage nach jener Katastrophe im Oktober 1988 zog unser Flugzeug seine Schleife über der schmalen Landenge von Managua. Eine Kette von Vulkanen beherrscht diese Landschaft, unter ihnen der Masaya (Aufmachungsfoto Seiten 4/5).

1. Haufen von Dörfern

Die Uhr zeigt halb eins. Die Turmuhr der Kathedrale von Managua. Sie ist stehengeblieben seit dem 23. Dezember 1972, als sich die Erde aufbäumte und eine tote Stadt zurückließ.

Über der eisernen Dachkonstruktion der Kirche spannt sich die Kuppel des Himmels. Tropischer Regenwald bedeckt die Fußböden, das Mittelschiff ist ein Treibhaus, stockfleckige Steine sprengt verschwenderisches Grün. Auf dem marmornen Altartisch hocken unbekümmert junge Mädchen, Kinder spielen unter brüchigen Gewölben.

Irgendwo rieselt Mörtel herab, Steine lösen sich aus einem Gesims. Wir flüchten in die sengende Sonne des mittäglichen Platzes, der einst Zentrum der Stadt war. Aber drüben nehmen uns die Schatten der alten Bäume des Parks auf.

Ein Denkmal erinnert hier an die Opfer und den Triumph des Befreiungskrieges, eine Rotunde ruft mit umlaufendem Bronzefries die mehr als vierhundertjährige Geschichte Nikaraguas ins Gedächtnis – Szenen einer Geschichte unvorstellbarer Leiden. Hier, umringt von seinen weißbetuchten Paladinen, abgeschirmt von der Leibwache, entstieg Anastasio Somoza Debayle im Juni 1978 das letzte Mal seiner Staatskarosse, um im Palacio Nacional gegenüber die neue Sitzungsperiode des Marionettenparlaments zu eröffnen. „Ich ging noch zur Schule", erinnert sich unser nikaraguanischer Reisegefährte Jorge Calero, „da erregte das Kommandounternehmen ‚Schweinestall' ungeheures Aufsehen. Eine Gruppe der Sandinisten besetzte im Handstreich den Nationalpalast und nahm 67 Abgeordnete des Parlaments zu Geiseln." „Ja, wir haben darüber gelesen", sage ich, „auf diese Weise kam der lange inhaftierte und gefolterte Tomás Borge frei." „Mein Onkel Ali Muchamad Morá, Abgeordneter der Konservativen Partei, gehörte auch zu den Geiseln. Der Schreck saß ihm so in den Gliedern, daß er sich schwor, der Politik künftig zu entsagen." „Und, hat er sich an seinen Schwur gehalten?" „Bis heute", lacht Jorge, „er beschäftigt sich nur noch mit der Verwaltung seines beträchtlichen Landbesitzes, steht aber der Regierung loyal gegenüber."

Wir fahren zehn, zwanzig Kilometer durch die Stadt. Wie Inseln tauchen dorfähnliche Siedlungen auf, ein paar Ziegen weiden am Straßenrand, eine Frau hat ihre Wäsche zum Trocknen auf dem Asphalt ausgebreitet, ein Mann bruzzelt zwischen dem Skelett eines Hauses und seiner ärmlichen Bretterhütte Tortillas. Das Wohnviertel Monseñor Lezcano kommt in Sicht, eine weitgeöffnete flache Kirche, El Carmen, der Friedhof San Pedro, dörflich-städtische Straßen, „Haufen von Dörfern / verstreut wie die Erinnerungen..." heißt es in einem Gedicht von Rosario Murillo über Managua.

Die Bewohner der heute friedlichen Orte um Masaya erinnern sich noch genau der Kämpfe um die Befreiung.

2. Ein schweres Erbe, ein mächtiger Feind

Die Erinnerungen sind das eine, die Gegenwart das andere. In Nikaragua, so stellten wir fest, ist die Gegenwart von der Anstrengung geprägt zu überleben. Überall hört man: Wir dürfen keine Schwäche, keine Mutlosigkeit durchgehen lassen, verzweifeln heißt untergehen.

Der Präsident, Daniel Ortega, erklärte in einer Pressekonferenz im „Olof-Palme-Kongresszentrum" von Managua, die wir miterlebten: „Es hat sich gezeigt, daß das nikaraguanische Volk immer wieder die Kraft findet, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden."

Am Nachmittag sind wir mit dem Commandante Omar Cabezas verabredet. Er leitet die Kommandozentrale aller Verteidigungskomitees des Landes. In den Regionen, den Provinzen, den Städten, den städtischen Wohnvierteln, den Barrios und den Dörfern organisieren und koordinieren diese Komitees sowohl die Verteidigung als auch die Arbeit zur Beschaffung von Material und Lebensmitteln. Sie kümmern sich um die Betreuung und den Schutz der vom Contrakrieg und von Naturkatastrophen betroffenen Menschen.

Omar Cabezas ist wie fast alle Commandantes der FSLN ein noch junger Mann, kaum vierzig, aber doch mit den Erfahrungen eines Revolutionärs, der weiß, daß der Sieg über Somoza erst der Anfang war. In León, der Stadt des Nationaldichters Rubén Darío geboren, studierte er zunächst die Rechte im Unrechtsstaat des Diktators. Schon frühzeitig schloß er sich jedoch der FSLN an. In seinem Roman „Die Erde dreht sich zärtlich, Compañera" schildert er den Weg eines Muchacho in die Berge zu den Guerilleros, er beschreibt auf unpathetische Weise den schweren Alltag des Partisanen; es ist die Geschichte seiner eigenen politischen Entscheidung, seines eigenen Weges in die Reihen der Kämpfer. Ein Kämpfer ist er geblieben, das wird schon nach den ersten Worten deutlich. „Die Verteidigungskomitees", sagt er, „arbeiten mit allen Schichten des Volkes zusammen, denn es kommt jetzt darauf an, die Demokratie zu verbreitern, alle zur Mitarbeit zu gewinnen und zur tätigen Solidarität aufzurufen. Diesem Ruf sind jetzt viele gefolgt, die früher abseits standen oder die Politik der Sandinisten kritisiert haben. Vertreter der Kirche, auch des höheren Klerus, haben ihre moralische und materielle Unterstützung für die von Krieg und Katastrophe heimgesuchte Bevölkerung zugesagt. Diese Erfahrung darf nicht sterben. Wir dürfen nicht nach getaner Arbeit auseinandergehen. Wir müssen diese Zusammenarbeit unbedingt fortsetzen. Das Problem der unmittelbaren Hilfe für die Opfer der Katastrophe wurde gelöst, jetzt müssen wir gemeinsam an die Bewältigung der anderen Probleme gehen."

Die anderen Probleme hängen mit den verheerenden Folgen des unerklärten Krieges der Vereinigten Staaten zusammen. Der Krieg und die Auswirkungen der Wirbelsturmkatastrophe haben das Land an den Rand des Abgrunds gebracht. Einen unparteiischen Kenner der Lage trafen wir in der Redaktion der unabhängigen Tageszeitung „El Nuevo Diario", den Professor Miguel Tréjo, stellvertretender Chefredakteur dieser Zeitung. „Wir wissen, daß wir zur Zeit eine Überlebenswirtschaft haben, das heißt eine Wirtschaft, die von der Hand in den Mund lebt. Dies hat sich nach dem Hurrikan noch verstärkt. Die Kaffee-Ernte, Kaffee ist unser wichtigster Exportartikel, ist wesentlich beschädigt. Große Teile der Kaffee- und Baumwollplantagen hat der Krieg der Contras vernichtet, Transportwege sind zerstört, die Inflation belastet in zunehmendem Maße unseren Lebensstandard. Was wir jetzt brauchen, ist Frieden. Auf Dauer kann die Revolution nur überleben, wenn der Krieg und die Wirtschaftsblockade der USA beendet werden."

Zerstört durch das Erdbeben von 1972: Die Kathedrale von Managua – die Ruinen sind ein romantisch reizvoller, nicht ungewöhnlicher Aufenthaltsort der Stadtjugend.

3. Auf der Panamericana

„Wir nehmen die Panamericana", sagt Orlando, unser Fahrer, und steuert geschickt durch das Labyrinth der Vorstadtstraßen, zwischen notdürftig geflickten Hütten und gepflegten ebenerdigen Villen, Bananenpflanzungen und öden Feldern hinaus auf die Carretera Masaya, Teil der längsten Straße der Welt. Die schnellen, waghalsig kurvenden Jeeps von Toyota oder Mitsubishi werden seltener, Bauern, Campesinos mit ihren verwegenen Sombreros zu Pferde, Halbwüchsige mit Ochsenkarren begegnen uns. Auf der Ebene begreifen wir, daß dies ein Land der Vulkane ist. Wo immer wir uns auch bewegen, stets ist einer dieser Unruhestifter sichtbar, am häufigsten der unbesteigbare Momotombo, über dessen blau schimmerndem Kegel stets eine weiße Wolke schwebt. Vielleicht deshalb auch erinnert sich Ernesto Cardenal, Prie-

Wieviel Höllen kennt Masaya?

ster, Dichter, Staatsmann, an die Schönheit der sinkenden Sonne über dem Momotombo, wenn er seinem Land ein Preislied singt. Er beschreibt aber auch den drohenden Vulkan Masaya, der schon oft ausbrach und die weite Ebene mit glühender Lava bedeckte.

Piedra Quemada, verbrannter Stein, heißt sie und ist bis zu den Hängen hinauf mit strohgelben Unkräutern überwachsen. Als wir uns dem tätigen Krater Santiago, von den Indianern Popogatepe genannt, nähern, schlägt der Wind um und treibt uns schwefligen Nebel ins Gesicht. Über unseren Köpfen kreisen die Geier der Kordilleren. Dann stehen wir am Abgrund – tief unten brodelt die ewige Schmiedeesse, aber das rotglühende Magma verbirgt sich hinter einem Vorhang aus schmuddligem Rauch. Der Berg schweigt, und es ist uns, als wären wir allein auf der Welt. Irgendwo im Westen schwimmt die Stadt im Dunst der Ebene. Vor uns aber färbt die Sonne den Kamin des Popogatepe violett bis karmesinrot. Das ist der Ort der Zwiesprache mit den Göttern der Masayaindianer, die einst die Herren dieser Region waren. Die Spanier glaubten, als sie um 1529 von Panama und Mexiko aus einfielen, da unten endlich wäre das gierig gesuchte Gold. Und ein Pater Francisco Bobadillo stieg gar in den Krater hinab, um es heraufzuholen. Die Götter antworteten mit grollender Stimme, spien Feuer und Vernichtung. Hölle von Masaya, sagten die Spanier. Eine sachlichere Auffassung vertrat Hernandez de Oviedo, Dichter und Historiograph Seiner Kaiserlichen Majestät Karls V. Er war der erste Europäer, der den Berg bestieg, zeichnete und beschrieb, was er sah: Im tiefsten und letzten Teil dieses Brunnens war Feuer flüssig wie Wasser... und es kochte und brodelte ohne Unterlaß... Dieser durchaus wirklichkeitsgetreuen Beschreibung stellte er die mythologische Erzählung des Kaziken (Stammeshäuptlings) von Nindiri gegenüber, dem aus jenem Brunnen eine nackte Alte erschienen war, die weissagte, ob sie eine Schlacht gewönnen oder verlören, ob es regnen würde oder die Maisernte reich ausfiele. Um die Götter zu beschwichtigen und günstig zu stimmen, warfen die unwissenden Masayas Menschen in die Glut. Aber die christlichen Spanier hatten die Alte vertrieben, wenngleich die Brandopfer, die sie ihrem Gott darbrachten, nicht weniger grausam waren. „Betet zu unserem Gott", rieten die schlauen christlichen Priester den Indianern, „er wird den Lavastrom in eine andere Richtung lenken." So geschah es auch – das Volk von Masaya bekehrte sich zum Christentum und errichtete an dieser Stelle ein Kreuz, das dem ihres Regengottes so ähnlich sah.

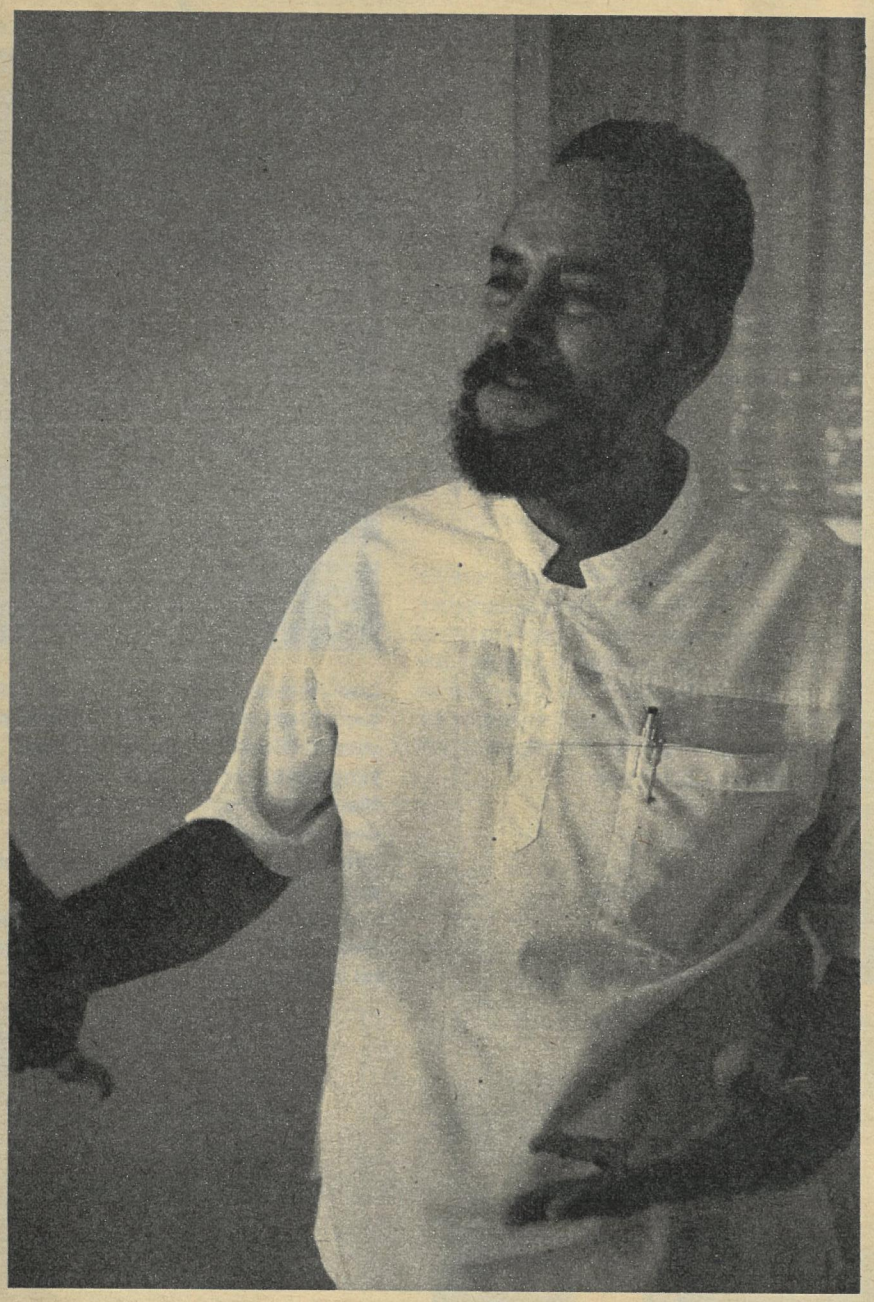
Das ist der höchste Punkt, den wir erreichen. Von hier blickt man auf die dicke Kruste des Kraterrandes. Papageien lassen sich von der aufsteigenden Hitze emportragen: Grüne Chocoyos, Kratervögel, die in den Felsen nisten.

4. Die Masken von Monimbo

Hoch über der Stadt Masaya erhebt sich das Castillo de Coyotepe, ursprünglich eine Festung aus spanischer Zeit. Vor der Revolution war das eine berüchtigte Kaserne der Nationalgarde Somozas. Die schmale Straße den Berg hinauf endet vor dem eisernen Tor. Kinder und Halbwüchsige turnen auf dem Gedenkstein herum, der für die von der Soldateska ermordeten Patrioten errichtet wurde. Der Compañero, der diesen Schreckensort bewacht, ist abweisend. Mißtrauisch mustert er Detlevs Kameras. Nur zögernd gibt er Auskunft. „Das hier ist noch so, wie es die Henker im Juli 1979 verlassen haben", sagt er finster. Dann aber hellt sich seine Miene auf. Wie zum Trost setzt er hinzu: „Aber bald wird hier ein Kinderferienheim eingerichtet." Wir bitten, einen Blick ins Innere werfen zu dürfen. „Warten Sie", sagt er und verschwindet für ein paar Sekunden. Dann kommt er und öffnet uns das schmiedeeiserne Tor. Vom Festungsglacis schauen wir auf das im Tal sich hinbreitende Masaya, auf die weißen Häuser, die spanische Kirche, das in grüne Hügel eingebettete blaue Auge der gleichnamigen Lagune, mit der an ihrem Ufer sich hinziehenden schattigen Promenade. Von hier herab bombardierten schwere Geschütze die Stadt, als sich die Indianer im Februar 79 in ihrem Barrio von Monimbo als erste gegen Somoza erhoben. Monimbo wurde zerstört, die Masayas hingeschlachtet.

Ein weißgetünchter Bunkereinstieg führt in die Unterwelt. Wir tasten uns aus der Mittagsglut in die muffige Grabeskälte der Festungskasematten. In stockfinsteren fensterlosen Zellen warteten hier die Gefangenen auf Verhör, Folter und Tod. Tief im Felsen verborgen die Zellen für „Spezialbehandlungen". „Aus der Zeit der spanischen Konquistadoren?" frage ich. „Nein", antwortet mir jemand aus der Dunkelheit, „das ist gerade zehn Jahre her." Beklommen steigen wir wieder ans Tageslicht.

Unten im Tal dann die lebensvollen Straßen der Stadt, Märkte, die Häuser mit ihren kühlen Patios, den hier typischen Innenhöfen, die verblichenen Losungen an den Fassaden: „Es lebe Sandino! Tod der Diktatur!" oder: „Manuel, wo bist du? Melde dich!"



Im Kinderhospital von Managua wohnen die Mütter (links) der kleinen Patienten solange, bis die Krankheit geheilt ist. Diese Methode des ärztlichen Direktors, Doktor Fernando Silva (oben) hat sich bewährt. Der Kinderarzt Silva ist aber auch ein bekannter Schriftsteller, der gegen Somoza kämpfte. Bei seiner geplanten Ermordung spielte Chaplin eine rettende Rolle.

Eine Kreuzung im Zentrum der Stadt. Eine alte Frau sitzt vor ihrem schmalen Lädchen, über sich in der Tür und im Raum verteilt bunte Indianerpuppen, Tiere aus eingefärbtem Verbandsmull. „Ja", sagt sie, „jetzt ist Ruhe, Frieden, aber damals wissen Sie, hatten wir Krieg, dort auf der Kreuzung haben sie die Leichen der Aufständischen verbrannt. Mit Kanonen, Panzern und Flugzeugen haben sie uns ausrotten wollen, wie die Spanier früher die Indios."

Aus meiner Erinnerung tauchen Bilder einer amerikanischen Fotografin auf. Genau auf dieser Kreuzung war es, wo die Barrikaden errichtet wurden. Ein anderes Foto zeigte einen Jungen, fast noch ein Kind, in Monimbo blutüberströmt auf dem Straßenpflaster, ein drittes einen Kämpfer, der seine Identität mit einer Indianermaske tarnt.

Heute kann man hier solche Masken auf dem Markt kaufen, auf dem Markt von Monimbo, dem Heldenviertel von Masaya.

5. Der Kinderdoktor

„Ach, es ist unverkennbar, daß die Kinder das Glück dieser Erde sind..." Der dies ohne süßliche Sentimentalität feststellt, ist der Doktor Fernando Silva in Managua. Wäre es nicht so, hätte der namhafte Dichter und Romancier Silva, der amüsante Plauderer und Erzähler, der es fertigbringt, mit vier und fünf Stimmen zu erzählen, hätte der sonst Pädiatrie studiert? Er sieht aus wie der Schauspieler des Herzogs von Alba oder des Don Quichotte. Wie dieser ist Silva ein Gerechtigkeitsfanatiker, aber ohne die eingelegte Lanze seines Vorbilds. Für ihn sind die Worte nicht um ihrer selbst willen da. Worte, denen keine Taten folgen, erscheinen ihm wertlos. Deshalb wurde er Kinderarzt. Heute sitzt uns der einundsechzigjährige Schriftsteller, Autor von Gedichtbänden wie „Erde und Wasser" und „Blut und Erde", von Romanen wie „Der Kommandant" als Direktor der Zentralen Kinderklinik von Managua gegenüber. Ein Kind natürlich, ein Junge gab ihr den Namen. Er hatte für die FSLN gearbeitet und wurde von den Schergen Somozas getötet. „Manuel Jesus Rivera", sagt Silva, „war ein fröhlicher, kluger und tapferer Muchacho. Die Compañeros nannten ihn La Mascota."

Der Doktor macht eine bedeutungsvolle Pause, um uns sodann seine Ansichten als Arzt darzulegen. Man müsse das gewohnte Familienumfeld während einer Erkrankung des Kindes aufrechterhalten; die Seele eines Kindes sei ein gar zerbrechlich Ding. Während eines Rundgangs durch das kindgemäß gebaute Krankenhaus, eine Errungenschaft der Revolution, wundern wir uns über die vielen Erwachsenen auf den Fluren, in Krankenzimmern und Behandlungsräumen. „Wir haben hier ein Haus für die Familie. Mütter und auch zuweilen Väter wohnen hier zusammen mit ihren kranken Hühnchen. Wir nehmen sie alle auf, denn wir sind nicht nur eine medizinische, sondern auch eine soziale Einrichtung." Vieles komme hier wieder in Ordnung, und die Eltern sowie die Kinder selbst lernen, sich durch regelmäßiges Händewaschen, Abkochen von Trinkwasser und sorgfältige Beseitigung des Hausmülls gegen Diarrhoe-Erkrankungen, häufigste Todesursache im Säuglings- und Kindesalter, zu schützen. In Managua ist durch die systematische Aufklärung und durch vorrangige Behandlung solcher Patienten in Krankenhäusern und Arztstützpunkten die Säuglings- und Kindersterblichkeit von mehr als 60 (1986) auf 45 von 1000 Lebendgeborenen zurückgegangen (1978 waren es noch 121!). Die Ursachen für die noch immer hohe Todesrate liegen in weiterhin ungenügenden sanitären und hygienischen Bedingungen und einer einseitigen und unzureichenden Ernährung – Auswirkungen des Contrakrieges und der durch ihn hervorgerufenen schweren Wirtschaftslage.

Doktor Silva führt uns zu seinen

Verbündeten, den Müttern, und zu seinen wichtigsten Stützen, den Schwestern, für jeden hat er einen freundlichen Zuspruch, einen Rat, auch einen Scherz.

Wenn er, was selten genug vorkommt, doch eine freie Stunde oder gar einen ganzen kostbaren Tag erübrigt, dann schreibt er Gedichte und Geschichten, und ist sich nicht zu schade dafür, medizinische und hygienische Hinweise für kleine Leute in Reime zu fassen oder lustig didaktische Comics mit Texten zu versehen.

„Als ich noch Kind war", erzählt er, „in den Bergen von Rio San Juan, da hatte ich zwei Vorlieben: die Natur und die Sprache. Die Geheimnisse der Natur, besonders der menschlichen, ließen mich Arzt werden, denen der Sprache versuchte ich durch Schreiben auf den Grund zu kommen."

In Granada, der ältesten Stadt Nikaraguas, besuchte er das Gymnasium, in Managua und Paris studierte er Medizin. „Europa begeisterte mich für einen allgemeinen Humanismus, es war noch etwas Naives in mir."

6. Als Chaplin erschossen wurde

Die Wirklichkeit in Nikaragua brachte ihn auf den Boden der Tatsachen zurück. Der Anachronismus einer feudalbourgeoisen Diktatur ließ ihn nach der Übereinstimmung von Wort und Tat suchen. Er fand sie bei den Marxisten und nahm sich vor, wie ein solcher zu schreiben und zu handeln. Hätte man ihn gefragt, ob er der Arzt am Krankenbett der Diktatur sein wolle, so hätte er geantwortet: Nein, eher der Totengräber. Dies war er in der Tat, als er Kontakte knüpfte zur FSLN. Da hat er sicher jene Indianermasken aus Monimbo benutzen müssen. Ja, in übertragenem Sinne schon. In der eigenen privaten Klinik behandelte er Nationalgardisten ebenso wie Guerilleros, und wenn es jemanden gab, der Medikamente für verwundete Sandinisten beschaffte, so war es der Doktor Silva. Aber eines schlechten Tages im Juni 79 – in Masaya, Matagalpa, Esteli, Jinotepe ging das Volk schon auf die Barrikade – da kam der Doktor auf die Abschußliste des Regimes. Jemand steckte es ihm: am Abend kommen die Mörder. „Ich ging gegen 14 Uhr mit meiner Frau wie zu einem Spaziergang aus dem Haus. Das Auto blieb stehen, die Türen waren nicht abgeschlossen. Mit dem Bus fuhren wir nach Granada, um uns zu verbergen."

Fünfzehn Tage später kehrte er zurück. Vorsichtig näherte er sich seinem Haus. Plötzlich schrie die Nachbarin von gegenüber: „Doktor, sind Sie Ihr Geist? Ich habe doch mit ansehen müssen, wie man Sie tötete." „Wie Sie sehen, bin ich ganz lebendig" erwiderte er sarkastisch. Was war geschehen? Die Mörder waren pünktlich. Sie schlugen die Fenster ein und feuerten auf jemanden im Zimmer. Sie schossen ihre Magazine leer und verschwanden. Silva wollte seinen Augen nicht trauen, die Killer hatten Chaplin erschossen... Sie hatten ein lebensgroßes Chaplin-Filmplakat für ihr Opfer gehalten. Aber wie jede gute Geschichte hat auch diese ein Nachspiel. „Es waren etwa drei Tage vergangen", erzählt der Schriftsteller, „und ich konnte annehmen, daß sie mich von ihrer verdammten Liste gestrichen hatten. Man kann jemanden schließlich nicht zweimal töten. Ich hatte einen Patienten zu besuchen und fuhr mit dem Wagen zu ihm. Unterwegs wurde ich von der Sicherheitspolizei gestoppt. Einen der Polizisten kannte ich. Er war bestürzt, mich am Leben zu finden. Nur wenige Sekunden begegneten sich unsere Blicke. Dann bedeutete er mir weiterzufahren. Weshalb ließ er mich pas-

Wieviel Höllen kennt Masaya?

sieren? Wahrscheinlich deshalb, weil ich sein Kind ein paar Wochen zuvor gesund gemacht hatte. Sie sehen, in jedem noch so verhärteten Menschen verbirgt sich ein anständiger Kern."
Vielleicht befähigt dies den Dichter und den Arzt auch zu jener großen Hoffnung, die mich bei allen Bürgern dieses Landes immer wieder in Erstaunen setzt, den Glauben an die Güte und die Macht der Vernunft. Dr. José Pasos, Funktionär der FSLN, sagte mir sehr viel nüchterner etwas Ähnliches: „Wir machen uns natürlich keine Illusionen über den neuen US-Präsidenten, aber ich glaube, daß Reagan nicht zu unterbieten ist."
Ist das nicht schon eine Hoffnung?

Mit welchen Hoffnungen gehen die Ernährer, die Bauern, die Landarbeiter, die Campesinos von Nikaragua ins neue Jahr? Das zu ergründen, fahren wir morgen wieder durch die Ebene, vorbei an den Vulkanen, dem Momotombo am Managuasee und in die Bergwelt der Cordillera Chontaleña.

Lesen Sie demnächst:

Die Chance der Campesinos

Losungen auf einer Mauer in der Geburtsstadt von Augusto César Sandino in Niquinohomo (links). Zeitungsverkäufer auf dem Markt von Managua (oben). Junge Soldaten der sandinistischen Armee vor einem Einsatz in einem contragefährdeten Gebiet in den Bergen von Chontales (unten). Eine Familie vor ihrer Hütte in einem Armenwohnviertel von Managua (rechts).

● Zitiert

Der Glaube, daß der Weg zur Abrüstung über Aufrüstung führe, ist ein Irrglaube. Die Einsicht setzt sich endlich durch, daß kein Land wesentlich sicherer sein kann als der potentielle Gegner, daß jeder im eigenen Interesse Mitverantwortung für die Sicherheit des anderen zeigen muß. Die gemeinsame Sicherheit ist ohne Entspannungs- und Kooperationspolitik nicht denkbar.

Hans-Joachim Vogel, Vorsitzender der SPD und der SPD-Fraktion im Bundestag der BRD

● Kurz berichtet

Ehrung für Dichter & Sohn: Feierlich enthüllt wurde in Moskau eine Gedenktafel für Friedrich und Konrad Wolf. Sie ist in der Nishni-Kislowski-Gasse 8 angebracht worden – dem Haus, wo die Familie Wolf von 1934 bis 1945 lebte und arbeitete.

Klassiker auf Disketten: Der UdSSR-Verlag für künstlerische Literatur ist dazu übergegangen, oft in Nach- und Neuauflagen benutzte Manuskripte von Klassiker-Texten auf CD-Disketten abzuspeichern. Rund 15 000 Verlagsbogen besonders populärer Texte stehen damit für die völlig automatische Übernahme in Almanache oder Chrestomathien zur Verfügung.

Mattscheibe mit Doppelton: Das polnische Fernsehen begann mit der experimentellen Ausstrahlung von Stereoton-TV-Programmen. Dazu wurde in Zusammenarbeit mit der BRD-Firma „Schneider" und den tschechischen „Tesla"-Werken im Warschauer „Polcolor" die Produktion eines speziellen Stereoton-Fernsehempfängers aufgenommen.

Ewiges Leben für alte Stadt: Auf Beschluß der turkmenischen Regierung wurde die Denkmalszone „Das alte Merw" eingerichtet. Merw, in der Nähe der Stadt Mary gelegen, fiel einst den Heerzügen der Mongolen und Tataren zum Opfer. Als Perle unter den dort erhaltenen Baukunstwerken gilt das im 11. Jh. errichtete Mausoleum des Sultans Sandshar, das in die UNESCO-Denkmalsliste aufgenommen wurde.

Riesenwuchs von Ameisen: In China produziert und genießt man neuerdings ein kräftigendes Getränk, das aus pulverisierten Ameisen hergestellt wird. Dieses Pulver ist so eiweißhaltig wie Soja und hat sehr viel Kalorien. Aufgelöst wirkt es bei Kindern wachstumsfördernd.

In keinem Streckenplan der Interflug:

IF 9476 für Konto 444

„Beim ersten Mal war alles noch herbstlich braun... Es muß schlimm sein, gerade jetzt kein Dach über dem Kopf zu haben", sagt Klaus-Dieter Frank. Wir schauen mit dem Bordingenieur auf die verschneiten Bergausläufer der Ararathochebene, die beim Landeanflug immer näher kommen, richten uns auf die elf Grad minus ein, die uns der Tower von Jerewan durchgesagt hat. IF 9476 – ein Flug, der in keinem der ausgedruckten Linien-Flugpläne steht und viel treffender die Code-Bezeichnung „Konto 444 (Kaukasus)" tragen sollte. An Bord sind nämlich 4000 Damenmäntel, ebenso viele Kinderfilzstiefel, fünf Tonnen weitere warme Bekleidung und 3700 Decken – eine der Solidaritätssendungen für die Erdbebenopfer Armeniens, zusammengestellt vom Solidaritätskomitee der DDR, dem DRK unseres Landes und vom FDGB.

Nach dem Ausrollen sind schnell Soldaten am Flugzeug und beginnen mit der Entladung. LKW auf LKW fahren heran, ihre Autonummern stammen aus den verschiedensten Teilen der Sowjetunion, so aus Krasnodar und Tula. Ein junger Armenier (Foto) dirigiert die abfahrenden Lastkraftwagen: Marudschum Marudschumjan, Student im vorletzten Studienjahr am Jerewaner Konservatorium. Der Studienbetrieb ist unterbrochen. „Eure Mäntel werden wir noch heute an die vielen Flüchtlinge aus dem Erdbebengebiet verteilen, die vorerst in Jerewan untergekommen sind. Bei dieser ungewöhnlichen Kälte sind sie und die Dekken eine wichtige Hilfe", sagt Marudschum Marudschumjan. Mit dem letzten beladenen LKW fährt er zurück ins Konservatorium. Minuten später ist unser Flugzeug schon wieder auf dem Heimflug nach Berlin.

Für den Wiederaufbau in den vom Erdbeben betroffenen Gebieten Armeniens übergab jetzt der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mükkenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, einen Solidaritätsscheck in Höhe von 2,5 Millionen Mark an den Präsidenten des Solidaritätskomitees der DDR, Kurt Seibt. Der bei der Übergabe des Schecks anwesende Außerordentliche und Bevollmächtigte Botschafter der UdSSR in der DDR, Wjatscheslaw Kotschemassow, dankte für die wertvolle Hilfe. „Wir werden sicherlich noch oft auf dieser Strecke unterwegs sein", hatte bei unserer Rückkehr in Berlin Klaus-Dieter Frank gesagt, der bereits mit der ersten Interflug-Maschine drei Tage nach dem Beben dabei war.

Volker Hohlfeld (Text und Fotos)

Mit Hilfe der Humboldts

Auskünfte für FREIE WELT gab Dr. Tatjana Nowikowa, Dozentin für Pädagogik und Psychologie an der Universität Kemerowo.

Sie haben einen weiten Weg bis nach Berlin zurückgelegt, was führte Sie in die DDR?

Ja, meine Heimatstadt Kemerowo liegt in Sibirien, fast 5000 Kilometer von hier entfernt. In der DDR war ich bereits vor zwei Jahren. Damals, um einen kontinuierlichen Erfahrungsaustausch mit den Kollegen der Berliner Humboldt-Universität aufzubauen. Seitdem haben sich zwischen unseren Wissenschaftlern echte Arbeitsbeziehungen entwikkelt. Mein jetziger Besuch hat vor allem das Ziel, bei der Ausarbeitung eines Lehrmaterials für die Ausbildung unserer künftigen Berufsberater die Erfahrungen der DDR-Kollegen zu nutzen.

Was interessiert Sie dabei besonders?

Ihre Berufsberatungszentren, die es bei uns nicht gibt, und die Möglichkeit des postgradualen Studiums mit Fachschulabschluß für Berufsberatung in Dresden.

Wie ist die Berufsorientierung in Ihrem Land bisher organisiert?

In einigen Schwerpunktbetrieben existieren Beratungsstellen für die jeweiligen Berufe, aber die Hauptlast trägt die Schule. Die Verantwortung, den jungen Menschen bei einer der wichtigsten Entscheidungen ihres Lebens zur Seite zu stehen, liegt – neben den Eltern natürlich – beim Lehrer, der damit oft überlastet ist.

Was soll nun verändert werden?

In den letzten Jahren interessierten sich nicht nur die Wissenschaftler, sondern auch die verantwortlichen Staats- und Parteiorgane für eine qualitative Weiterentwicklung der Berufsorientierung. Seit diesem Studienjahr wird an 11 Universitäten und Hochschulen des Landes ein Direktstudium der Pädagogik/Psychologie speziell für die Berufsorientierung angeboten. Einige Oberschulen haben ab Unterrichtsstufe 8 sogenannte „Pädagogische Klassen" eingerichtet, in denen die Schüler direkt auf pädagogische Berufe vorbereitet werden. Wir als Wissenschaftler helfen den jungen Leuten, indem wir halbjährige Kurse für Abiturienten durchführen, um ihnen die Aufnahmeprüfungen an den Hochschulen zu erleichtern.

Wie praxisverbunden werden Ihre Kader ausgebildet?

Schon ab dem 1. Studienjahr – und auch das ist neu – haben unsere Studenten Berufspraktika an einer Kemerower Oberschule, die wir unsere „Basisschule" nennen. Hier gibt es sogenannte experimentelle Klassen, in denen wir neue Lehrpläne und Lehrmethoden erproben, die die Schüler besser aufs spätere Berufsleben vorbereiten sollen.

Auf welche Berufe orientieren Sie gegenwärtig?

In Abhängigkeit von unseren territorialen Gegebenheiten im Kusbass brauchen wir natürlich vor allem Bergleute, Metallurgen, Maschinenbauer, Chemiker oder Bauingenieure. Aber wie gesagt: Auch Berufsberater sind gefragt!

Wie nimmt die Dozentin, die auf dem Gebiet der beruflichen Orientierung junger Menschen forscht, Einfluß auf die Berufswünsche der eigenen Kinder?

Mein kleiner Sohn ist erst 10, da will man heute dies und morgen das. Im Moment ist es für ihn das größte, wenn er Mutti „helfen", eine ihrer Vorlesungen besuchen oder bei anderen Lehrveranstaltungen „hospitieren" darf.

Interview:
Gabriela Wehrmann

Stille und Lauterkeit

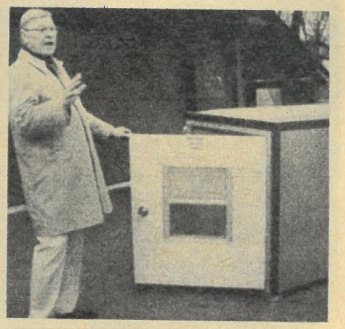
Er war ein Augenzeuge der Geschichte, ein Mann voll Geschichten, der Geschichtliches mitgestaltete – durch mehr als sieben Jahrzehnte seines Lebens. Es war ein bewegtes, kampferfülltes Leben, das Hans Mark geführt hat. Nun haben ihn die Angehörigen, die Freunde zu Grabe getragen. Und an Freunden gibt es viele, weil es seinem Wesen entsprach, Menschen zu gewinnen, sie als Weggefährten, als Freunde durch Jahre und Zeit zu behalten. Wer ihm begegnete, war von ihm beeindruckt – dem Mann, der Lautes um sich nicht schätzte, doch von dem sehr viel Lauterkeit ausging: Hochgewachsen von Statur, markant sein Profil mit dem buschigen, schlohweißen Schnauzer unter der kräftigen, gewölbten Nase und dem vollen, gewellten Weißhaar über der hohen Stirn. Erst recht gewann Hans aller Aufmerksamkeit, sobald er zu sprechen begann: mit der ihm eigenen rauhen, kehligen Stimme, die zum Zuhören zwang und sich einprägte, vor allem jedoch durch das, was Hans Mark zu sagen, zu erzählen hatte. Über ein Leben mit vielen Stationen, geprägt durch die Zeit, gelenkt von den Ereignissen: Hans, einer von drei Söhnen des Bernsteinschleifers Mark, war Elektrikerlehrling, als die Walze des Krieges auch über sein Heimatdorf – unweit vom einstigen Memel, dem heutigen Klaipeda – hinwegstampfte und ihn, kaum 15jährig, mit sich fortriß. Als Helfer in einem mobilen Lazarett des Internationalen Roten Kreuzes geriet er, im Spätwinter des 17er Jahres, nach Petrograd – und somit in die historischen Geschehnisse der Oktoberrevolution... (Unser Foto: Hans Mark mit FREIE WELT 1977 in Leningrad) Meeting mit Lenin auf dem Marsfeld am 1. Mai, Außerordentliche Sitzung des Petrograder Sowjets am 7. November im Smolny, Sturm auf das Winterpalais... – Der Sechzehnjährige, bei alledem Zeuge, bald Handelnder, ergriff als Freiwilliger der Petrograder Abteilung für Ordnung und Sicherheit (Vorläufer der Tscheka) das Gewehr, kämpfte als Rotarmist bei der Befreiung Rigas, erlebte die Errichtung der Sowjetmacht in Lettland, aber auch deren blutige Niederschlagung durch die Interventen, erlitt eine beinahe zweijährige Kerkerhaft... Ausweisung nach Deutschland, Inflation und Hungerjahre in Berlin... Seit 1919 Komsomolze, wurde Hans Mark, dem seine guten Russischkenntnisse zu einer Anstellung bei einer Firme mit Rußland-Aufträgen verhalfen, Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands, 1926 der KPD. Seiner kommunistischen Überzeugung treu bleibend, durchlebte er Illegalität, faschistische Zuchthaushaft, Flucht, Emigration. 1946 kehrte Hans Mark in die Heimat zurück; hier wurde er zu einem der Mitbegründer der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, wirkte als deren erster Generalsekretär, später in verantwortlichen Funktionen des DDR-Außenhandels.

Schließlich als Arbeiterveteran sind seine vielen Begegnungen mit jungen Menschen vermutlich kaum zu zählen. Ja, Hans blieb ruhelos – bis zum Tod, der ihn am 9. Dezember 1988, kaum einen Monat nach seinem 87. Geburtstag, ereilte.

Helmuth Pelzer

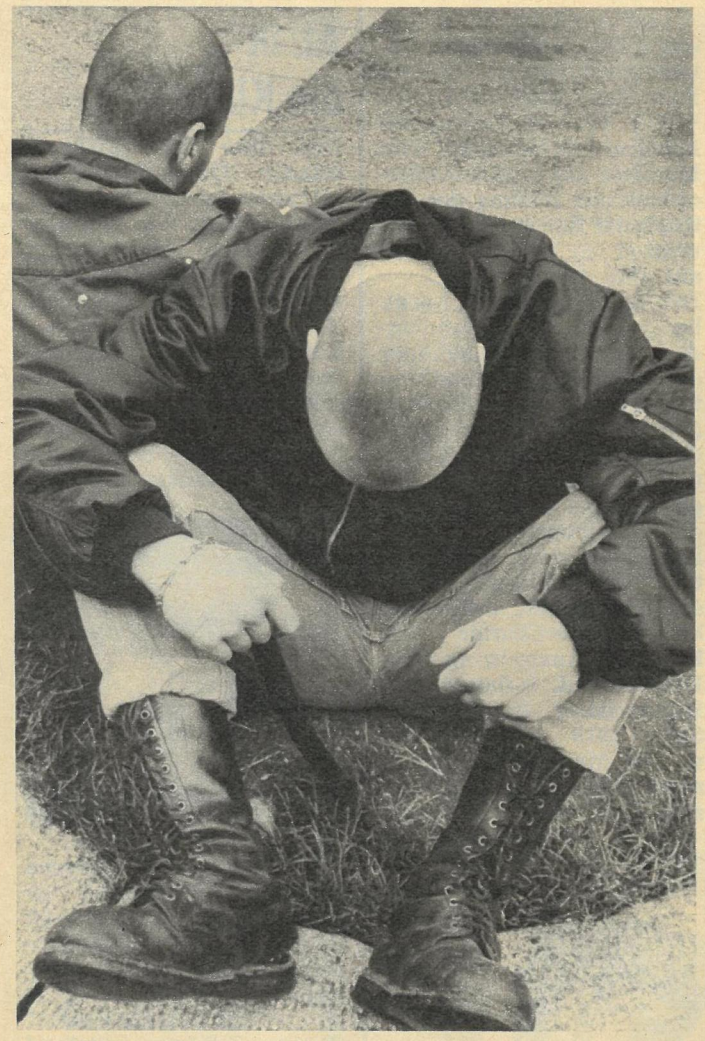
Ab in die Kiste

Den über drei Millionen ständig Obdachlosen im reichsten Land der kapitalistischen Welt, den Vereinigten Staaten von Amerika, winkt die Möglichkeit echten sozialen Aufstiegs: Wenn Stadtverwaltungen, Kirchen, Wohltätigkeits- und ähnliche Vereine das selbstverständlich profitträchtig kalkulierte Angebot des Unternehmers Ed Guion aus Lancaster im US-



Bundesstaat Pennsylvania annehmen, werden die Nachtasylanten der U-Bahn-Schächte und Warenhauseingänge hinfort komfortabler pennen, nämlich im „Ein-Raum-Studio" (Foto). Selbiges entstand aus der von besagtem Unternehmer genial weiterentwickelten, weltweit bekannten Schweinetransportkiste, womit zugleich die Behauptung widerlegt wird, der Kapitalismus sei im sozialen Bereich nicht kreativ. Im Gegenteil – gegenüber der Schweinekiste werden bei diesem Behältnis nicht splittrige Schalbretter, sondern rundum Sperrholzplatten verwandt, knapp 2 Meter in der Länge und je 1 Meter in Höhe und Breite. Und wer hineingekrochen ist – am besten rückwärts – kann gar durch ein kleines Fenster in der Tür die Außenwelt betrachten, freilich nicht aus der Menschen-, sondern der Wurmperspektive. Dafür müßte sich doch wohl nicht nur in den USA ein umfangreicher Markt finden lassen, sondern auch anderswo, zum Beispiel in der BRD. Denn dort stehen für über 100 000 alleinstehende Wohnungslose ganze 15 000 Schlafplätze in öffentlichen Einrichtungen zur Verfügung; und die Gefahr – so Alfred Loschen, Geschäftsführer des Fachverbandes für Nichtseßhaftenhilfe in Niedersachsen – ist groß, daß auch in diesem Winter Wohnungslose erfrieren müssen. Überdies ist die Sache entwicklungsfähig, z. B. als Familienkiste: 2 Meter die Länge, 2 Meter die Breite, 1 Meter die Höhe und z w e i Fensterchen.

Horst Schötzki



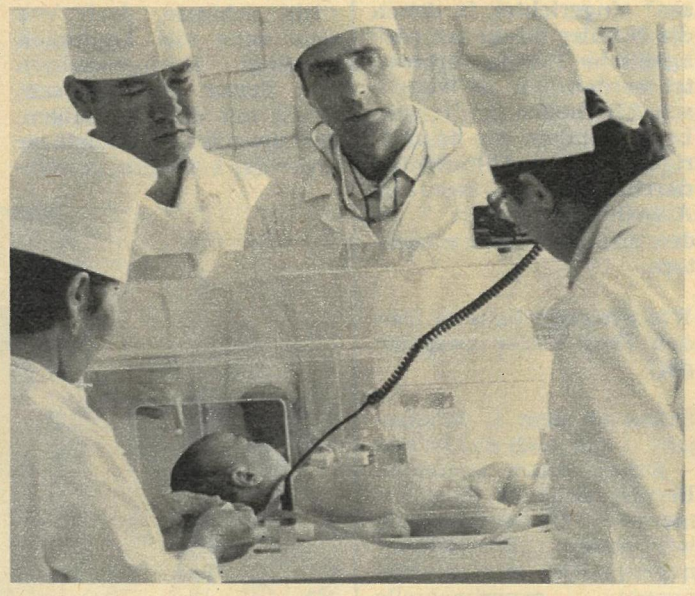
Der Kahlkopf des Drachen

Auch ich habe die Faust in der Tasche geballt, als ich erfuhr, daß ein Skinhead einen meiner Fotoreporter-Kollegen im Budapester Kulturhaus niedergeschlagen hat. Das Blut stieg mir zu Kopf, als ich im Fernsehen sah, wie eine Horde Kahlköpfe in Szeged randalierte: Sie waren doppelt so viele wie die von ihnen angegriffenen ausländischen Studenten. Auch was Ende April vergangenen Jahres an der Metro-Endstation in Kispest geschah, kann man nicht als normale „Halbstarkengebärden" bezeichnen: Man fiel mit Kabeln und Stöcken über eine kleine Gruppe ausländischer Arbeiter her, die von einem Konzert kam. Und ich kenne noch weitere solcher Vorfälle. Im Budapester Polizeipräsidium öffnet Major Sádi ein Dutzend Plastetüten: Ein Hakenkreuz entehrt die rot-weiß-grüne Fahne. Ein T-Shirt mit dem Kartenbild des ehemaligen Groß-Ungarn auf dem Brustteil. Eine Pfeilkreuzler-Armbinde, Hitler-Fotos in Massen und Flugblätter, die in Briefkästen geworfen wurden: „Wir kommen langsam, aber sicher". Auch eine Straßenbahnmonatskarte, auf der Rückseite steht: „Es macht nichts, wenn unschuldig ist der, den ich schlage..." Sie schlugen mit bleiverstärkten Stöcken und mit gebastelten Gummiknüppeln. Sie nennen sich „siebenter Kopf des Drachen". Macht die Kleidung den Menschen? Wenn ich hohe schwere Schnürstiefel trage und mir für mehrere tausend Forint Hosen und Kommandeurparka besorge, meine Haare abrasieren lasse, bin ich dann ein Skinhead? Oder braucht man dazu nicht doch noch etwas anderes? „Einige der Skinheads versuchen, mit einer abscheulichen Ideologie zu erklären, warum sie schlagen", meint der Major Sádi. Dazu schnappen sie Informationsfetzen westlicher Neonazis auf, schauen sich eingeschmuggelte Videokassetten an, schneiden sich die Symbole und Losungen aus deutsch- und englischsprachigen Magazinen aus. „Sie kommen alle aus ‚durchschnittlichen' Familien oder leben zumindest unter angemessenen materiellen Bedingungen. Ihre Eltern sind weder heruntergekommen noch Verbrecher. Sie sind nicht aus Heimen entwichen, und sie treiben sich auch nicht herum. Bis auf einen arbeiten oder lernen sie", informiert Major Sádi. In den Stadtbezirksrevieren der Polizei in Budapest warten insgesamt 23 Skinheads auf ihren Gerichtsprozeß.

Péter Somfai

Moskau-Besuch

Auf Einladung des ZK der KPdSU nahm Kurt Hager, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED, in Moskau an einer Festveranstaltung zum 70. Jahrestag der Gründung der KPD teil. Im Anschluß an einen Meinungsaustausch mit Wadim Medwedjew (rechts auf dem Foto), Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der KPdSU, wurde eine Vereinbarung beider Parteien über die Zusammenarbeit auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet zwischen Wissenschaftlern und Forschungskollektiven der DDR und der UdSSR unterzeichnet.

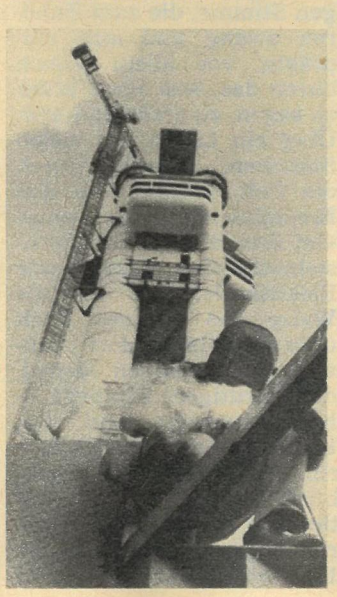


Zeit-Brigade

Der Mediziner-Kollege in der Reanimationsabteilung des Usgensker Kreiskrankenhauses (Mitte) ist aus Belorußland. Insgesamt 120 Ärzte und Schwestern kamen von dort in das Gebiet Oschsk, Kirgisische SSR, um das Gesundheitswesen zu unterstützen. Mehr als drei Monate werden sie hier als „Brigade auf Zeit" arbeiten. Sie helfen bei komplizierten Operationen, führen Erfahrungsaustausche in der Mütter- und Kinderfürsorge durch, leisten einen Beitrag zur medizinischen Aufklärung, halten Sprechstunden ab.

Fuchs-Tod

Neue Jagdsaison in der Volksrepublik Polen: Weidmänner aus Olsztyn begannen mit Kesseltreiben auf Wildschwein und Rotfuchs. Dabei erbringt der Hege-Abschuß – der sowohl dem Gleichgewicht der Bestände wie auch der gesunden Entwicklung einzelner Arten dient – eine Strecke prachtvoller Winterbälge, wie sie bei Kürschnern hoch in Gunst steht.

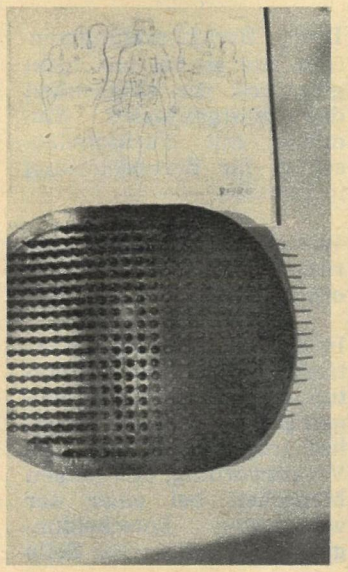


Moldau-Spargel

Mit jedem Tag wächst der Prager Fernsehturm: Gegenwärtig hat er 150 Meter erreicht und wird nach seiner Fertigstellung 216 Meter hoch sein.

Fuß-Igel

Das Zentrum für Makrobiotik in Belgrad bietet stimulierende Nahrungsmittel an und Dinge, die die Stimulierung organischer Lebensfunktionen „äußerlich" unterstützen: So einen patentierten „Igel" zur Fuß- und Rückenmassage.



Pachtbauern aus China

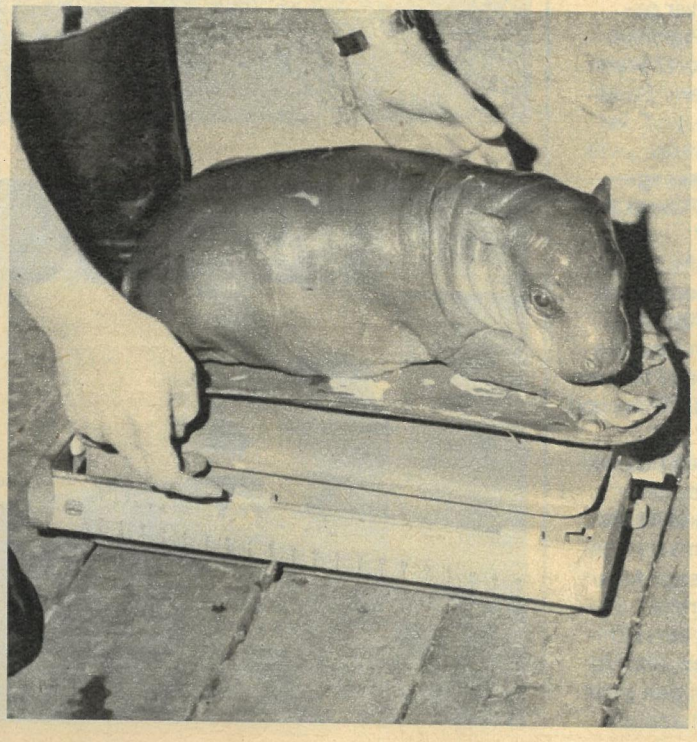
Tradition wird wiederbelebt: Mit der Normalisierung der politischen Beziehungen zwischen der UdSSR und der VR China gehen auch ein erweiterter Handel und eine weitgefächerte Zusammenarbeit einher. Ein Handels- und Zahlungsabkommen bis zum Jahre 1990 zum Beispiel – das erste derart langfristige in den beiderseitigen Beziehungen überhaupt – sieht vor, daß der Warenaustausch 1990 drei Milliarden Rubel erreichen soll. Die gegenseitigen Lieferungen von 7,7 Millionen Tonnen Güter im Jahre 1985 sollen auf 12 Millionen 1990 steigen. Allein die Eisenbahnen erhöhen ihre Transportleistungen um 10 bis 15 Prozent. Die Sowjetunion verpflichtete sich, die VR China bei der Rekonstruktion von 17 Großbetrieben und beim Bau von sieben Betrieben im Energie-, Hüttenwesen und im Maschinenbau sowie in der Kohleindustrie, der Chemie und anderen Zweigen zu unterstützen. Im Oktober 1988 wurde auch ein Regierungsabkommen über die Zusammenarbeit im Fischfang getroffen. Sowjetische Fischereifahrzeuge werden bereits in chinesischen Werften repariert. Inzwischen sind gemeinsame Untersuchungen zur kompletten Nutzung des Amur und des Angungflusses im Gange. Geplant sind hier der Bau eines Wasserkraftwerkes, Maßnahmen gegen das Hochwasser, Meliorationsarbeiten und die Zucht von Speisefischen. Auf der Tagesordnung steht auch die Einführung von neuen Formen der Zusammenarbeit – gemeinsame Betriebe, Industriekooperation und Kompensationsgeschäfte. 90 Prozent der Betriebe der chinesischen Provinz Heiljongjäng können Direktbeziehungen zu sowjetischen Partnern aufnehmen. Neu ist auch der Einsatz von chinesischen Fachleuten beim Bau von Objekten im sowjetischen Fernen Osten. In der Dienstleistungssphäre und im Handel entstehen gemeinsame Betriebe. Chinesische Bauern pachten Land in der Region Primorje. Der derzeitige Stand in den Handels- und Wirtschaftsbeziehungen beider Länder ist dennoch erst eine Anfangsbasis. Die Verhandlungen in Moskau zeigten, daß die entsprechenden Potentiale der Nachbarländer noch weitaus mehr Möglichkeiten enthalten.

Juri Perepelkin

4500 Gramm Mini-Hippo

Vor reichlich hundert Jahren in den Buschwäldern des westafrikanischen Liberia entdeckt, galt die Art bald danach als ausgestorben, bis der Forschungsreisende Hans Schomburgk im Jahre 1912 fünf lebende Exemplare nach Europa brachte: einer rezenten (noch in unserer Gegenwart existierenden) Zwergform der den Schweinen nahestehenden Hippopotamidae (Flußpferde). Zwergflußpferde gehören seit langem zu den Pfleglingen des Berliner Tierparks, mehrfach gab es Nachwuchs – diesmal sogar in nachfolgender Generation… Ein bereits an der Spree geborenes Weibchen brachte ein munteres, abermals weibliches Jungtier zur Welt. 4500 Gramm Anfangsgewicht zeigte die Waage für das feuchtglänzende Speckröllchen an, fast zehn Kilo sind es jetzt zu Beginn des zweiten Monats. Durchaus keine Selbstverständlichkeit, daß Pfleger den Hippo-Säugling – von seiner Mutter hinweg – nach Belieben auf die Wiegeschale setzen können. Beweis der Anhänglichkeit und des Vertrauens zwischen Tier und Mensch. Nicht viel größer als ein Hausschwein und dennoch ein respektabler Gegner ist „Choeropsis liberiensis“, wenn sein Unwille erregt wird! Gefährliche Waffen bilden die Hauer, die gegeneinanderstehenden Eckzähne von 10 bis 15 cm Länge (man sagt, ihr mächtiger Kaudruck könne einen Krokodilpanzer knacken); so ist auch der vertraute Pfleger, der das Gehege normalerweise betreten darf, wachsam auf Rückzug eingestellt, falls das eine oder andere Familienmitglied grillige Laune erkennen läßt. Meist genügt ein Apfel, ein Stück Banane oder eine Staude Chinakohl zum Umschlag der Stimmung… Übrigens unterscheidet sich die Lebensweise des Zwergflußpferdes deutlich vom sogenannten „Nilpferd“ (das im Nil längst nicht mehr heimisch ist). Während der große Vetter den größten Teil seines Daseins im Wasser verbringt, ausdauernd schwimmt und auf dem Grunde tiefer Seen flott „dahintrabt“, liebt der Zwerg wie ein Wildschwein die Suhle in Tümpeln und Sumpflöchern, um beim Anschein von Gefahr ins Dickicht zu flüchten. Auch die Geburten erfolgen an Land; Beobachter im Zoo sind verblüfft über die Schnelligkeit… „Wie ein Stück nasse Seife“, so ein Augenzeuge, „fluppt der Nachwuchs aus dem Geburtsweg.“ Merkwürdigerweise wird in Obhut des Menschen nur ganz selten ein Männchen geboren (bei manchen Antilopenarten genau umgekehrt). Die Deutung der Ursache ist über Vermutungen nicht hinausgekommen.

Dr. D. Minnemann



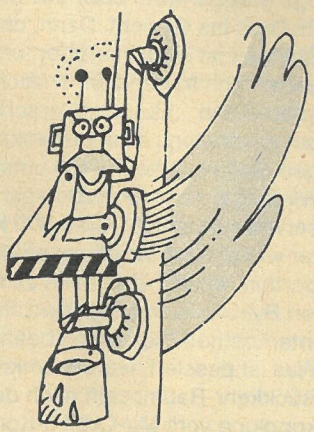
● Gut gesagt

An einige Dinge wagen wir uns manchmal nicht heran, weil wir sie für schwierig halten. Aber die sind nur deshalb schwierig, weil wir nicht an sie herangehen.

Antonin Mrkos, Astronom und Antarktisforscher, ČSSR

● Am Rande

Einen Roboter, der die Wände hochgeht, entwickelten Wissenschaftler und Technologen der Polytechnischen Hochschule in Riga. Mit rosaroten Saugtatzen versehen, kann er sich vertikal bewegen. Als erste Arbeit wird er den Rigaer Fernsehturm streichen. – Immer an der Wand lang…



● Persönliches

Rund 1500 Stunden verbrachte der ehemalige Unterwasseraufklärer ALEXANDER ESSEN während des zweiten Weltkrieges in der Meerestiefe. 30 Kriegsauszeichnungen trägt der heutige Leiter der Moskauer Schule für junge Seeleute an seinem Uniformrock. Sein Urahn war als holländischer Seemann mit Peter dem Großen nach Rußland gekommen.

Der 27 Jahre alte Elektriker PETER HANDO aus Salgótajan (Nordungarn) hat sich per Fahrrad auf den Weg gemacht, um das Grab des legendären ungarischen Asienforschers Sandor Körösi Csoma zu besuchen. Es befindet sich etwa 10 000 Kilometer entfernt – in Indien.

Aus Dagestan stammt die Dichterin FASU ALTJEWA. Ihre ersten Verse veröffentlichte sie 1949. Heute ist sie als Autorin von 50 Gedicht- und Prosabänden weltweit bekannt. Zu ihren „selbstverständlichen Pflichten“ zählt sie die Mitarbeit im Weltfriedensrat.

Redaktion: I. Stritzke; Fotos: ADN-ZB (2), Archiv, Auslandsdienst, M. Barz (2), C.-P. Fischer, B. Imre, Tanjugfoto, TASS (2); Vignette: D. Schüler.

Kosmonaut Wladimir Titow: „Ein ganzes Jahr war ich fort!"

Suchjagd

Die Rückkehr der beiden „Außerirdischen" zur heimatlichen Erde hatten sich alle ganz anders vorgestellt: Im Moskauer Flugleitzentrum und auch beim Such- und Bergungsdienst im winterlichen Kasachstan, dessen Flugzeuge, Hubschrauber, Raupen- und Luftkissenfahrzeuge sowie Motorschlitten uns zum Aufsetzpunkt von Sojus TM-6 bringen sollten.

Die Landung von Kosmonaut Wladimir Titow und Bordingenieur Mussa Manarow nach einem ganzen Schwerelosigkeitsjahr sowie ihres Begleiters während der letzten vier Wochen, des französischen Spationauten Jean-Loup Chretien, ist exakt geplant für den 21. Dezember 1988 um 9.52 Uhr Moskauer Zeit, 110 Kilometer westlich von Arkalyk, wo wir anderthalb Stunden vorher in die startklaren Hubschrauber steigen sollen. Warten auf vereister Piste. Der kräftige Steppenwind bläst uns minus 28 Grad ins Gesicht. Dann, unsere Startzeit ist längst vorüber, und alle sehen sich fragend an, endlich eine Information: „Landung verschoben um mindestens zwei Erdumkreisungen. Sofort in die TU-154 umsteigen. Wir fliegen nach Dsheskasgan ins Reservelandegebiet." Über 900 Kilometer weiter nach Nordkasachstan, dorthin, wo vor über zehn Jahren Valeri Bykowski und Sigmund Jähn ihre Interkosmos-Expedition beendeten. Was ist passiert, warum umkreist das Rückkehr-Raumschiff nach der Abkopplung vom Mir-Orbital-Komplex noch zweimal die Erde?

Valeri, der Telekameramann aus Moskau-Ostankino, der schon über fünfzig Sojus-Landungen in seinem Objektiv hatte, sagt mir, als der Fehler im Bordcomputer – ähnlich wie bei der Rückkehr des afghanischen Kosmonauten – bekannt wird: „Da wurde die Landung um einen ganzen Tag verschoben."

Aber er überspielt die unangenehme Prognose: „Wie ich die beiden kenne, wollen Titow und Manarow ihren eigenen Rekord überbieten und noch einen ganzen Weltraumtag voll machen."

Unsere Landung in Dsheskasgan. Von der Stadt ist aus dem Fenster der TU-154 nichts zu sehen, alles weiß. Dicke Wolken, daß selbst Vögel lieber zu Fuß gehen. Über den Flugplatz ziehen Nebelschwaden, weil die Temperatur plötzlich anstieg. Aber darüber freut sich keiner. Knappe Einweisung und dann im Eilschritt zu den Hubschraubern, deren flakkernde Positionslichter Startbereitschaft signalisieren. Wie geplant fliegt der Mi-8-Helikopter mit der Bordnummer 53 zuerst zum neuen Landungsgebiet ab, mit zwei sowjetischen Sonderberichterstattern an Bord, mit TASS-Fotograf Albert Puschkarjow und eben unserem Tele-Video-Kameramann Valeri.

Für uns geht es eine Stunde und elf Minuten vor der errechneten Rückkehr von Sojus TM-6 endlich los, ein Wettflug zwischen Hubschrauber und Raumschiff beginnt. Volkmar hat Gelegenheit, die Steppe unter uns zu fotografieren (Foto oben). Danach pilotiert Wolodja Stokin 30 bis 40 Meter über Grund die Maschine mit der Bordnummer 01, in der wir mit sechs französischen Journalisten sitzen. Die Augen wandern zwischen Borduhr, Höhenmesser und dem Ausguck durch die kreisrunden Bordfenster. Doch auch bei geöffnetem Bullauge wird die Sicht immer schlechter. Ich strecke die Hand hinaus und greife in eine dicke Suppe, wie Flieger solch schlimmes Nebel-Wolken-Wetter nennen.

Frage an Wolodja Stokin: „Kommen wir rechtzeitig hin?"

„Ja, wir fliegen mit maximalem Speed", antwortet er und lauscht angestrengt mit seinen Kopfhörern in den Äther.

12.41 Uhr. Wir hängen in der Luft, wenige Flugminuten vor den Landekoordinaten. „Das Fallschirmsystem hat sich geöffnet", informiert der Pilot. Noch eine Viertelstunde, und Titow, Manarow und Chretien sind unten.

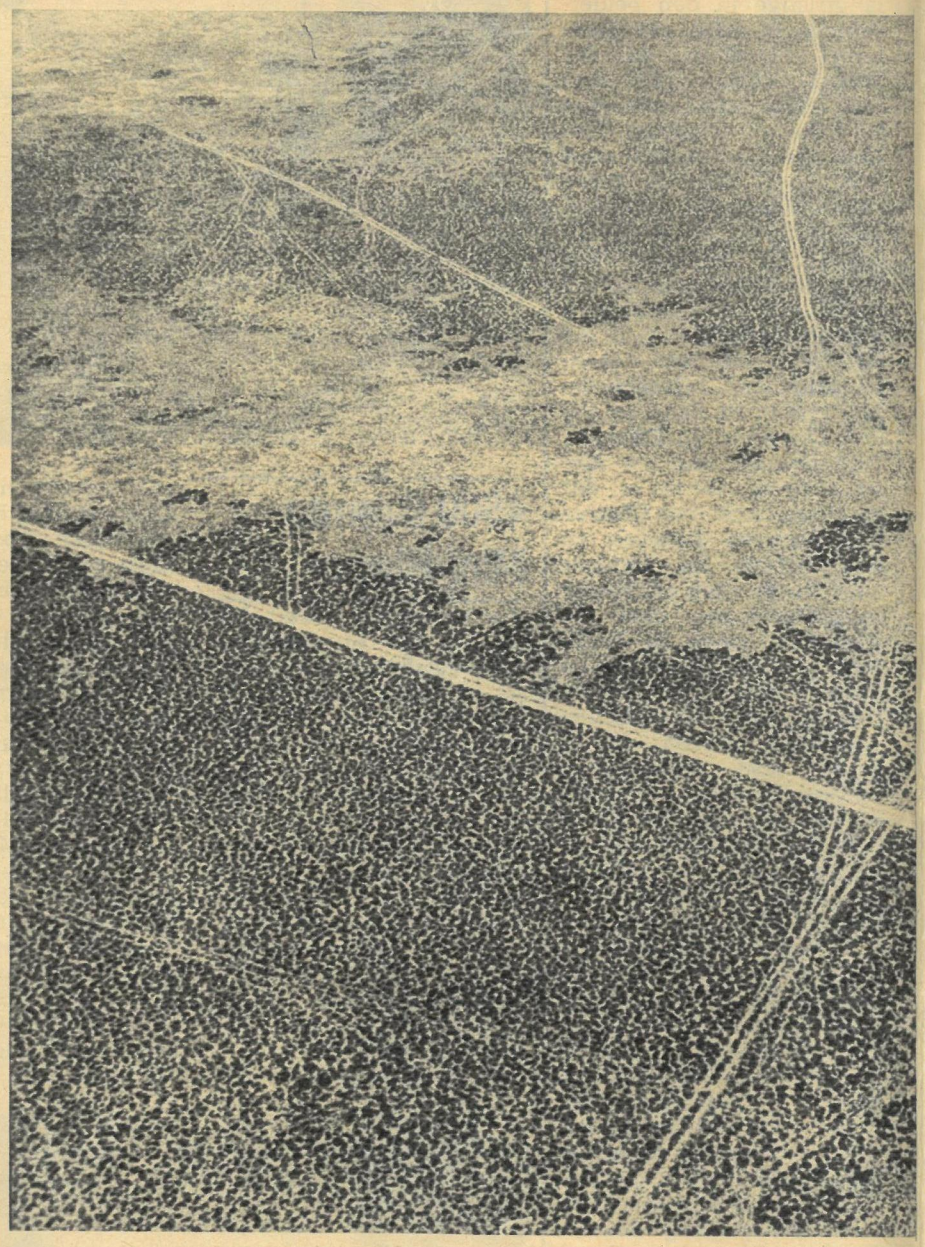
12.51 Uhr. Stokin winkt mich ins Cockpit: „Hier, Karl, da ist Titow in meinem Kopfhörer. Kannst ihn selber hören."

„Alles wohlauf, Kabinendruck normal, sinken mit der richtigen Geschwindigkeit", schnarrt es. Dann folgen Zahlen. Es ist Titow, der nach einem Jahr in der Schwerelosigkeit auch bei der nun wieder auf ihn einwirkenden Gravitation sicher im Raumschiff regiert. Ich presse das Rekorder-Mikrofon an den Kopfhörer.

Sicherheitshalber landen wir in der Eissteppe, die Rotoren laufen aber weiter. Dann die Meldung: „Sojus TM-6 exakt aufgesetzt. 180 Kilometer südöstlich von Dsheskasgan." Nun müssen wir laut Order eigentlich wieder losfliegen, sofort zum Landeort. Rechts und links von uns stehen die anderen Mi-8, ebenfalls mit drehenden Blättern. Zehn Minuten, dreißig, fünfzig. Dann geht es endlich los, steil nach oben und vorwärts. Wohin, das können wir durch die Wolken aus über 2000 Meter Höhe nicht erkennen. Backbords lacht die Sonne, steuerbords geht der Mond auf. Ein seltenes Naturschauspiel, aber uns bewegt die Frage: Kommen wir genauso schnell wie Albert Puschkarjow und Valeri zum Landeort? Wann sehen wir die Kosmonauten? Stokin will nicht antworten. Dann, und das Bedauern ist ihm anzumerken: „Alle fliegen zurück nach Dsheskasgan. Auch die Nummer 53 mit Puschkarjow. So lautet der Befehl."

Wiederum Ungewißheit. Alle möglichen Gedanken rasen einem durch den Kopf, schlimmste Befürchtungen. Warum hört man kein einziges Wort von den Kosmonauten? War ein ganzes Jahr doch zuviel für Titow und Manarow?

In Dsheskasgan empfangen uns der TASS-Fotograf und der Fernsehmann. „Wir sind eben schneller als ihr. Karl, hast du das Raumschiff gesehen? Nein? Wir aber", sagt Albert Puschkarjow, doch das breite Lächeln auf seinem Gesicht kann Enttäuschung nicht verbergen, und Valeri fügt hinzu: „Wir haben den geöffneten Fallschirm gesehen und die



Hubschrauberkommandant Stokin über Kasachstans Steppe: „Titow ist im Kopfhörer!" (links).

Nach der glücklichen Landung (rechts, im Foto von links nach rechts): Jean-Loup Chretien, Wladimir Titow, Mussa Manarow.

über der Steppe

Karl-Heinz Eyermann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) erlebten in der Kasachstaner Steppe die Rückkehr der Weltrekordkosmonauten. Dieser Beitrag erzählt die Geschichte, wie unser Moskauer Fotokorrespondent zu seinen Schnappschüssen kam und unser Luft- und Weltraumkorrespondent erste Worte des Raumschiffkommandanten Titow aufzeichnen konnte.

Kapsel. Beruhige dich, nur über den Wolken. Nur dort schien uns die Sonne. Es ist mir in meiner ganzen Laufbahn das erste Mal passiert, daß ich nicht an der Landestelle war."
Spricht es mir zum Trost und macht seinem Ärger Luft: „Es ist eben so. Es wird keine Bilder im Fernsehen geben von der Rückkehr der Männer, die als erste ein ganzes Jahr im All lebten."
Null-Sicht am Landeort von Sojus TM-6. Nur vier von mehr als zwei Dutzend Helikoptern gelangen bis zu den kosmischen Rückkehrern. In einem dieser Hubschrauber sitzt der Chef des Bergungsunternehmens, Konstantin Subbotin. Und er weist den Piloten an, die Landung zu wagen: „Ich mußte das Risiko auf mich nehmen", erklärt er mir hinterher. Aber mit diesem gerechtfertigten Risiko kommt die Welt zu Fotos von der Landung der drei Raumfahrer: Puschkarjows TASS-Partner Walja Kusmin und der Veteran der Raumfahrtfotografie, der 75jährige APN-Mann Sascha Moklezow, hatten sich an Bord geschmuggelt. Deren Triumph ist natürlich nicht zu übersehen. Aber wir müssen noch drei Stunden in Dsheskasgan warten, ehe wir die ersten Bilder von Sojus TM-6 bekommen.
Die ersten Worte von Titow beim Landefunkverkehr hatte ich ja schon auf dem Rekorder festgehalten. Aber was waren die ersten Worte der drei Raumfahrer nach der Landung? Senior-Fotograf Moklezow, unser langjähriger Freund, erzählt es uns: „Aufgeregt war ich, dazu dieses miese Wetter. Zuerst zogen sie Chretien heraus. Als ich draufdrückte, merkte ich, daß ich ihn von hinten fotografiert hatte. ‚Salut, priwjet', sagte er, und winkte mit der rechten Hand, spreizte zwei Finger ab und war vergnügt, als sei nichts gewesen. Obendrein fügte er hinzu: ‚Eigentlich wollte ich länger oben bleiben.' Als zweiten haben sie Kommandant Wladimir Titow aus der Kapsel geholt. Und was sagte der zuerst? ‚Ein ganzes Jahr war ich fort. Ein ganzes Jahr bin ich nicht hier gewesen.' "
Und Manarow? Sascha Moklezow: „Er hat sich zuerst überhaupt an mich gewandt. Sascha, hör auf, mich zu fotografieren. Ich habe bis jetzt von dir nicht die Bilder bekommen, die du vor einem Jahr von mir gemacht hast."
Als die drei mit Hubschraubern endlich nach Dsheskasgan kommen, ist es schon dunkel. Die Miliz und die Männer in Zivil sind überfordert, und die Hinweise und Warnungen, nicht in die Nähe der laufenden Rotoren zu treten, trägt der kalte Wind fort. Die Brot-und-Salz-Zeremonie und die Verleihung der Ehrenbürgerschaft gehen im Tumult der Korrespondenten unter, die endlich ihre Landebilder und -reportagen haben wollen.
Kosmonautenkommandeur General Alexej Leonow lächelt zu diesem Schauspiel und bekundet seine Sympathie mit den Reportern. Nachher, während des Rückfluges nach Moskau, verteilt der Pariser Fernsehkommentator Michel Chevalier Stücke vom Brotlaib, mit dem Chretien begrüßt worden war.
Die drei Kosmonauten nehmen für einige Minuten in eilig aufgestellten Campingsesseln neben der Gangway ihrer TU-134, die sie binnen dreieinhalb Stunden ins Sternenstädtchen bringen wird, für die Presse Platz.
Volkmar wird im Gedränge direkt vor die Beine der Kosmonauten geschoben und steht so dicht vor ihnen, daß er nur Ausschnitte im Objektiv hat und nicht das ganze Beiwerk. Ich befinde mich plötzlich genau hinter Titow und halte den Rekorder über die Sessellehne. Versuche, eine Frage zu stellen, aber es ist sinnlos. Später entschlüssle ich aus dem Tonband-Wirrwarr: „Wir sind froh, endlich wieder daheim zu sein. Und wir fühlen uns gut."
Dann drängt Titow zum Aufbruch, es sind einfach zu viele Menschen um ihn herum. Die Gangway klettern sie, von Ärzten leicht am Arm gestützt, erstaunlich schnell und sicher hoch. Es hat nicht nur den Anschein, daß die Jahreskosmonauten '87/88 mit beiden Beinen fest auf der Erde stehen.

P. S.: Genau vor einem Jahr veröffentlichten wir einen Beitrag „Ein ‚Pechvogel' im Glück". (H. 1/88) Damals versprachen wir unseren Lesern die Geschichte des Wladimir Titow, des Namensvetters von Kosmonaut Nr. 2. Nun ist diese Story rund. Zweimal sprachen wir mit Titow aus dem Flugleitzentum, als er sich in der Orbitalstation „Mir" befand. Jetzt ist er bereits wieder in guter Verfassung und bereit, weitere Auskünfte zu erteilen, auch über die Schattenseiten eines Raumfahrerlebens. Demnächst in FREIE WELT.

Ich bin von meiner Natur her unge

Doch um eines großen Zieles willen ist auch Geduld erlernbar, wie die junge Hamburger Biochemikerin Dr. Ulrike Beisiegel erfahren hat. Ihre Befähigung, wissenschaftliche und politische Anliegen zu vereinen, gab den Ausschlag, sie zur Vorsitzenden einer Vereinigung von Naturwissenschaftlern zu wählen, der auch Forscher von Weltruf angehören. Anfang Dezember saß Dr. Ulrike Beisiegel im Präsidium eines Kongresses in Tübingen, der unter dem Motto stand: „Weiter abrüsten! Friedliche Wege in die Zukunft".

Ein Beitrag von Hans Bergmann (Text) und Detlev Steinberg (Fotos)

„Bei Ihnen hängen ausgesprochen interessante Plakate." Diese Feststellung eines Kollegen in der Hamburger Universitätsklinik, in der Dr. Ulrike Beisiegel ein Labor leitet, klang eher verwundert und amüsiert. Die blau-weiße Friedenstaube im Forschungslabor erwies sich schon manches Mal als Vogel des Anstoßes. Ulrike Beisiegel, Vorsitzende des Vereins „Verantwortung für den Frieden – Naturwissenschaftler Initiative e.V.", nimmt Sarkasmen und Sticheleien gelassen hin. Was gibt der jungen Wissenschaftlerin diese Sicherheit? Sie weiß, daß ihre Position angreifbar wäre, ständen nicht Leistungen hinter ihrem Auftreten. Vor zwei Jahren betrat sie ihre neue Arbeitsstätte mit Vorschußlorbeeren: Die krönende Lehrzeit als Biochemikerin verbrachte sie im Nobelpreis-Labor in Dallas. Ihre Chefs – Michael S. Brown und Joseph L. Goldstein, Nobelpreisträger für Arbeiten über den Cholesterinstoffwechsel – akzeptierten sie als erste Frau in ihrer Wirkungsstätte.

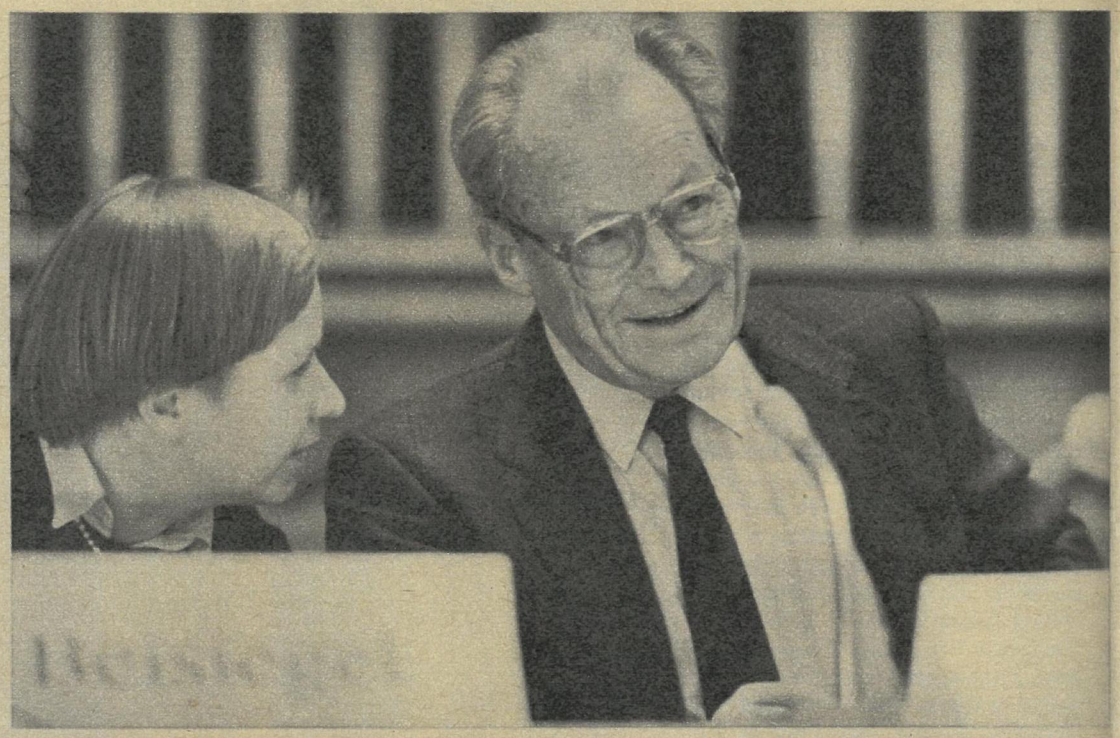
Von der Sehnsucht, die Leere auszufüllen

Warum verläßt jemand einen Ort, der ihn gefordert und in der Forschung ausgefüllt hat? Ich bin mir bewußt, einer

duldig

charmanten und klugen Frau gegenüberzusitzen, doch eben einer Wissenschaftlerin, der man eher rationale Erwägungen zutraut. Sind schließlich nicht viele Forscher an jenen Stätten verblieben, die ihnen eine gesicherte Laufbahn versprachen? Dr. Ulrike Beisiegel bestätigt einem die Erfahrung, daß lebenswichtige Entscheidungen auch durch Momente beeinflußt werden, die man schlichtweg als emotionale bezeichnen kann. Oder besser als persönlichkeitseigene und -prägende.
Wissenschaftlich war der Aufenthalt in Dallas die interessanteste Zeit in meiner Karriere, erläutert Ulrike Beisiegel. Der Begriff „Karriere" macht mich vorerst stutzig, doch dann begreife ich, daß er im besseren Sinne als üblicherweise gemeint ist. „Ich wurde mir der Möglichkeiten, aber auch der Unmöglichkeiten bewußt, denen ich in Dallas ausgesetzt war." Daß eine Frau in der Wissenschaft immer ein wenig besser als die männlichen Kollegen sein muß, um volle Akzeptanz und den Durchbruch zu erreichen, scheint ihr eine zwar unzeitgemäße, jedoch auch stimulierende Regel zu sein. Mit diesen Anforderungen kann man als Wissenschaftlerin leben. „Ich verließ Dallas mit dem Bewußtsein, daß man in einer Nobelpreis-Gruppe immer gut sein kann. Wie gut ist man zu Hause? Um das zu erfahren, mußte ich zurück in die Bundesrepublik." In die erwähnte Unmöglichkeit, die ihr Dallas tagtäglich vor Augen hielt, bezieht die junge Forscherin et-

Ich bin von meiner Natur her ungeduldig



Tübingen 1988: Der Ehrenvorsitzende der SPD, Willy Brandt, ein oft begrüßter Gast in den Reihen der Friedensbewegung, manifestierte den Wandel seiner Partei zu Fragen der europäischen Sicherheit.

Berlin 1988: Auf der Internationalen Tagung über kernwaffenfreie Zonen referierte Dr. Beisiegel im Palast der Republik über gegebene Möglichkeiten der wissenschaftlichen Verifikation und Kontrollen kernwaffenfreier Zonen.

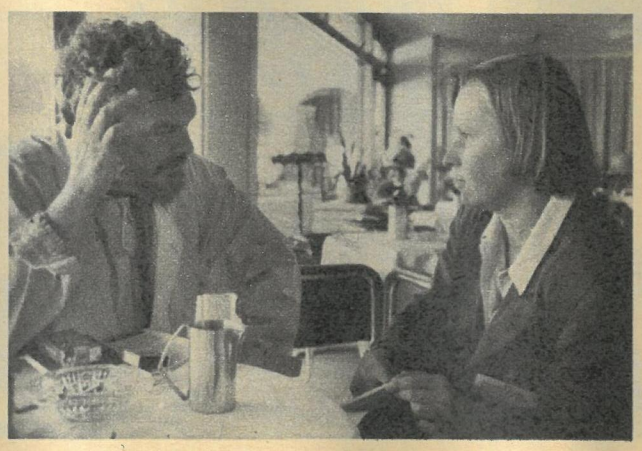
was Besonderes ein. Sie spricht von einer Leere, die sie umgab und die nicht auszufüllen war. Das Fehlen jeglicher Organisationen und Bewegungen, die sich politischen und sozialen Themen verpflichtet fühlen, frustrierte sie. Die einzige Organisation vor Ort, die sich diesen Belangen zu widmen glaubte, Amnesty International, spielte für sie eine recht dubiose Rolle. Die Schändung der Menschenrechte wähnte sie vornehmlich im Osten und verlor sich in obskuren Untersuchungen. Eine Auflehnung bestimmter Art gab es zwar auch in Dallas, doch sie trug einen regionalen Charakter: der Protest gegen das Recht, Waffen zu besitzen und zu tragen. Sie nennt den weiteren Grund, Dallas zu verlassen: Die Sehnsucht nach ausgefüllter gesellschaftlicher Arbeit trieb die Wissenschaftlerin in die Heimat zurück.

Vom Ringen um eine Entscheidung

Im industriellen Zentrum der BRD, dem Ruhrgebiet 1952 geboren, wächst Ulrike im Elternhaus mit zwei Brüdern auf, in unmittelbarer Nachbarschaft von Arbeitersiedlungen. Beide Brüder sind heute arbeitslose Lehrer; der ältere ist Mitglied der DKP, der andere in der Deutschen Friedensgesellschaft. Die politische Heimat der jungen Biochemikerin ist die Deutsche Friedensunion. Ein ungewöhnlicher Weg in einem Land, in dem derartige Entscheidungen unliebsame Folgen für Beruf und Fortentwicklung nach sich ziehen können. Erfährt man Derartiges, wird man neugierig auf die Eltern. „Mein Vater hat die Lehrerausbildung, konnte jedoch seinen Beruf nie ausüben, weil er im Krieg an Tuberkulose erkrankt ist. Er war nie im Widerstand, hat sich über die Nazizeit jedoch ein untrügliches moralisches Empfinden für Gut und Böse bewahrt. Das hat uns Kinder geprägt." Mit der Mutter hat die evangelisch erzogene Tochter in der Kirche gearbeitet, und sie bekennt, daß in diesen Jahren ihr soziales Bewußtsein reifte. Einige Pfarrer haben die gesellschaftlichen Bedingungen hinterfragt und die Ausbeutung, insbesondere der Dritten Welt, als unchristlich, weil menschenunwürdig, empfunden. Doch die konservative Gesamthaltung der Kirchenleitung hat sie bewogen, die Kirche zu verlassen.

Dann stellt sich die allentscheidende Frage: Sollte sie ihre Neigungen für soziale und gesellschaftliche Anliegen in einen Beruf einbringen? „Ich hatte das Empfinden, in derartiger Arbeit mich schnell zu verausgaben. Die Gefahren, sich emotional zu erschöpfen, eine unsachliche Vehemenz zu entfalten, weil man politische und soziale Erfolge heute und nicht erst morgen sehen möchte, sind ziemlich groß." Mit dieser Entscheidung ringt sie zu einer Zeit, da in der Tat die Jugendbewegung, voran die Studenten, neben den großartigen Aktionen gegen den Vietnamkrieg eine politische Ungeduld zeigte, die für die gestellten Ziele nach Veränderung der Bildungspolitik und anderer gesellschaftlicher Bereiche doch nicht ausreichte. Der Verschleiß guter Gedanken und großer Energien war abzusehen, da ein Sturmlauf gegen fest verankerte gesellschaftliche und staatliche Strukturen mit Enttäuschungen enden mußte. Wer aus diesen Jahren die richtigen Schlüsse zog, hat für die Zukunft gelernt.

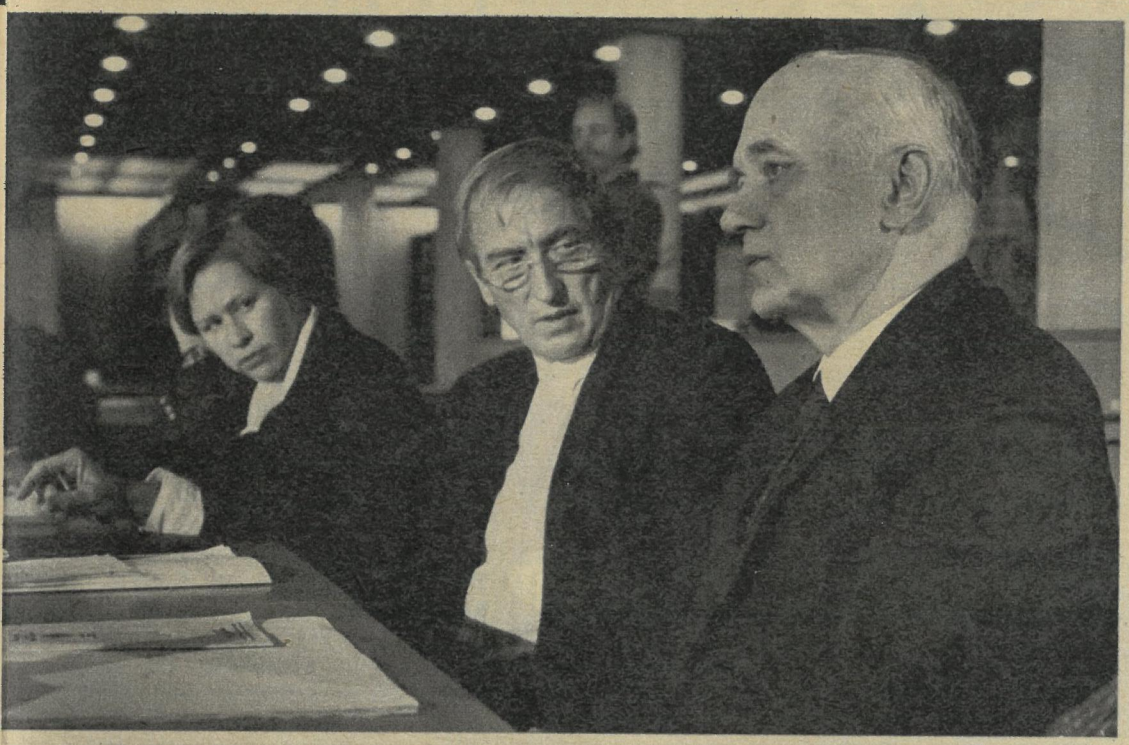
Ulrike Beisiegel entschließt sich, die naturwissenschaftliche Laufbahn zu ergreifen. In Marburg studiert sie Biochemie; das Gebiet des Fettstoffwechsels bringt sie in unmittelbare Nähe zur Medizin. In der Universität sucht sie die Formen, in denen politische Arbeit und Studium das notwenige Maß erhalten. „Der faschistische Putsch in Chile rüttelte uns auf. Die Solidarität mit dem chilenischen Volk einte alle linken studentischen Organisationen." Einheit und Konsens auseinanderstrebender Denk- und Fühlweisen – das wird zum immerwährenden Anliegen für Dr. Ulrike Beisiegel.



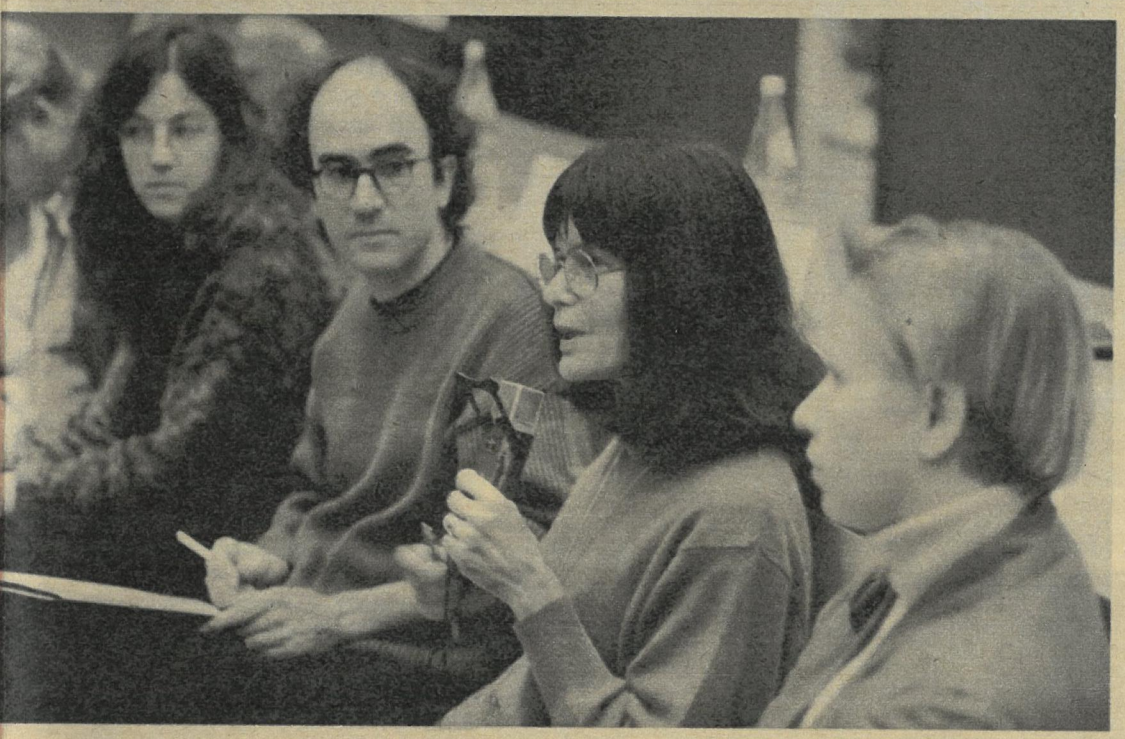
Die Jahre der Entwicklung einer jungen Frau zur Wissenschaftlerin und Friedenskämpferin sind Gesprächsstoff zwischen Dr. Beisiegel und dem FW-Autor.

Von den Erfahrungen der Zusammenarbeit

Hamburg empfiehlt sich als schöne und liberale Stadt, in der die junge Wissenschaftlerin nach ihrem USA-Aufenthalt zu arbeiten gedenkt. In der Stellung einer Akademischen Rätin baut sie in der Universitätsklinik eine Gruppe mit eigenem Labor auf. „Die zeitliche Belastung für einen jungen Wissenschaftler, dem Leistungen abverlangt werden und der zudem noch eine Leitungsposition inne hat, läßt eine nebenberufliche gesellschaftliche Tätigkeit kaum zu. Wem



Tübingen 1988: Professor Boris Rauschenbach, sowjetischer Physiker und Akademiemitglied (im Foto rechts), bekundete durch seine Anwesenheit die weltumspannende Einheit aller Wissenschaftler im Kampf um Frieden und Abrüstung.



Tübingen 1988: Über Gefahren und Aufgaben der Naturwissenschaftler sprechen Dr. Ulrike Beisiegel, die Mikrobiologin Prof. Dr. Kathryn Nixdorff (BRD), die Physiker Wolfgang Liebert und Dr. Annette Schaper (BRD).

politische Arbeit jedoch zur zweiten Natur geworden ist, muß sich Gedanken machen, wie er, ohne aus dem eigentlichen Bereich herausgetragen zu werden, politisch wirksam werden kann."
Das ist die entscheidende Quintessenz: Die Kenntnisse aus dem eigenen Wissenschaftsbereich in den Kampf um Frieden und Abrüstung einbringen! Ulrike Beisiegel engagiert sich im Bund demokratischer Wissenschaftler und erfährt, daß einer organisierten Friedensarbeit eine nicht unerhebliche Schwierigkeit im Wege steht. Die Zusammenführung von Gesellschafts- und Naturwissenschaftlern erweist sich als kompliziert. Sie verstehen einander nicht. Es fehlt nicht am Willen, nach Gemeinsamkeiten zu suchen, doch die naturgewachsene Arbeitsteilung hat mit der inhaltlichen Verständigungsbasis auch die sprachliche Definitorik auseinanderwachsen lassen. „Als ein Historiker über die Aufarbeitung in der Geschichtswissenschaft referierte, war ich die einzige naturwissenschaftliche Zuhörerin. Als ein Hamburger Gentechnologe die Geisteswissenschaftler in seine Problematik einführen wollte, zuckten diese vor den Schwierigkeiten zurück, das Wirken einer Zelle oder eines Gens zu begreifen."
Die wissenschaftsübergreifende Zusammenarbeit geht einen anderen Weg. Es brechen die Jahre an, da die internationale Friedensforschung ihre teils ideologisch motivierten Scheuklappen ablegt und sich der internationalen Sprache der Wissenschaft bedient. Es wird immer offensichtlicher, daß der Frieden machbarer wird, wenn die Mechanismen des internationalen Zusammenlebens genauso zum Forschungsobjekt werden, wie es bis dato die Kriegstechnik und Militärdoktrinen waren. Ärzte, Physiker, Chemiker und andere Naturwissenschaftler erkennen ihre Möglichkeiten, das Weltgewissen wie auch die Entscheidungen der Politiker zu beeinflussen. Die Forschungsarbeit in ihren jeweiligen Bereichen gibt ihnen unzweifelhafte Argumente an die Hand. Daß die Detonation von nur einem Prozent der gelagerten Atomwaffen den nuklearen Winter auslöst, daß eine weltweite Verstrahlung jeden medizinischen Dienst unmöglich macht, daß die Verifikation der Abrüstung wissenschaftlich durchaus lösbar ist – all diese Erkenntnisse sind auch Naturwissenschaftlern zu danken. Die erschreckenden Analysen, was ein Krieg bewirken und welches qualvolle Ende er der Menschheit bereiten kann, erweisen sich als der erste Schritt, den Frieden zur einzig denkbaren Alternative zu machen.
Ulrike Beisiegel verdeutlicht einen weiteren Aspekt, den sie unter „Karriere" verstanden wissen will: das ungebrochene Streben, den wissenschaftlichen Bekanntheitsgrad im Kampf um Frieden und Abrüstung einzusetzen. „Die Friedensbewegung braucht qualifizierte, international geachtete Wissenschaftler. Die Aussagen der Professoren Dürr und Starlinger haben auch in den Augen unserer Politiker ein hohes Gewicht. Ihre Darstellungen lassen sich nicht einfach hinwegwischen." Das ist kein elitäres Denken, sondern eine durchaus schlüssige Behauptung, daß der Frieden der maßgeblichen Stimmen renommierter Persönlichkeiten ebenso dringend bedarf wie die der millionenfachen Bewegung.
Hamburg erlebt im November 1986 den I. Internationalen Naturwissenschaftler-Kongreß. In der Vorbereitungsgruppe sitzt Ulrike Beisiegel. Berühmte Wissenschaftler aus aller Welt – ca. 4000 aus 23 Ländern – mit den unterschiedlichsten politischen Auffassungen wollen sich zur wichtigsten Frage, dem Erhalt des Friedens, äußern. Wird sich ein allgemeiner Konsens herstellen lassen? „Wir waren uns von vornherein im klaren, daß die Vorstellungen, wie dem Frieden gedient werden kann, eine breite Skala aufweisen. Die Gefahr, die aus der Rüstung kommt, wird von allen erkannt, doch die Wegstrecke zur Abrüstung hat unterschiedliche Deutungen."
Die Vielgestaltigkeit der Meinungen zeigt sich wie erwartet, doch etwas Neues liegt über dem Kongreß.
Die weitreichenden sowjetischen Abrüstungsvorschläge und die Darlegungen anwesender sowjetischer Wissenschaftler über das neue Denken in der Außen- und Sicherheitspolitik sorgen für ein gutes Klima. „Diese Offenheit und Ehrlichkeit unterschied sich auf beeindruckende Weise von den offiziellen amerikanischen Erklärungen, in der Sicherheits- und Rüstungspolitik fehlerfrei agiert zu haben. Ihr proklamierter Frieden durch Stärke und Abschreckung stieß auf wenig Resonanz."
Die deutliche Sinnesänderung unter den bürgerlichen Naturwissenschaftlern erlebt Ulrike Beisiegel in Gestalt des Münchner Kernphysikers Hans-Peter Dürr. Noch auf dem Mainzer Kongreß gegen Atomrüstung 1983 schlichen sich bei ihm antisowjetische Repliken ein. „Die Entwicklung des Professors Dürr manifestiert die Entwicklung unserer Bewegung. Internationale Zusammenarbeit und sachliche Gespräche werden gesucht." Der Ausgang des I. Internationalen Kongresses bereitet der jungen Wissenschaftlerin Freude und Genugtuung. Die Übereinstimmung erwies sich als so weitreichend, daß ein Zehn-Punkte-Programm für Frieden und Abrüstung der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte. Der erste Punkt ist nun erfüllt: Das nukleare Abrüstungsabkommen vom Dezember 1987. „Die Abrüstungsvorschläge, von sowjetischen, amerikanischen und europäischen Wissenschaftlern erarbeitet, sollen den Politikern als mögliche Wege aus dem Wettrüsten an die Hand gegeben werden, als Wege, die wissenschaftlich und technisch abgesichert sind."

Von den Problemen, eine Vereinigung zu leiten

Im Februar 1988 schließen sich in Gießen 800 Naturwissenschaftler von 40 Universitäten und 20 Max-Planck-Instituten zur Vereinigung „Naturwissenschaftler Initiative – Verantwortung für den Frieden" zusammen. Dr. Ulrike Beisiegel wird zur Vorstandsvorsitzenden gewählt. Es ist die erste politische Organisation von Professoren, Doktoren, Dozenten und Studenten in der Bundesrepublik. Das Vorbild ist die weltweite Ärztevereinigung für die Verhinderung

Ich bin von meiner Natur her ungeduldig

eines Atomkrieges IPPNW. „Vorläufig sind wir eine nationale Organisation. Wir dürfen nicht vergessen, daß der IPPNW aus der persönlichen Freundschaft zwischen Professor Lown und Professor Tschasow erwuchs. Unsere künftige internationale Zusammenarbeit muß diese tiefen, unzerreißbaren Bande durch Treffen und Gespräche knüpfen. Wir wissen, daß eine Atmosphäre des Vertrauens und der Verständigung die Voraussetzungen sind, Fragen der Abrüstung zu lösen." Sind diese Voraussetzungen tatsächlich gegeben angesichts der unstrittigen Meinungsvielfalt über die Wege zur Abrüstung? Ulrike Beisiegel ist keine Träumerin und bekennt, daß der Vorstand feinfühlig vorgehen muß, um in vielen Fragen den Minimalkonsens zu erreichen. Auch unter den konservativen Mitgliedern der Vereinigung herrscht beispielsweise eine spontane Übereinstimmung darüber, das Gefasel einiger CDU-Politiker, die Vereinigung sei kommunistisch gesteuert, strikt zurückzuweisen. Schon der Versuch, den Hamburger Internationalen Kongreß als von der Sowjetunion manipuliert und finanziert darzustellen, stieß auf heftige Empörung. Selbst konservative Wissenschaftler, die ihren Obolus für diesen Kongreß entrichtet hatten, fragten sarkastisch, wann man denn endlich das Geld der Russen zu sehen bekäme. Antisowjetischer Obskurantismus verfängt nicht mehr, obgleich – Ulrike Beisiegel erwähnt es mit Besorgnis – der Antikommunismus langlebig ist. So schwingen neben manchen anderen irrationalen Erwägungen auch antisowjetische Bedrohungsängste mit, wenn einige Naturwissenschaftler eine atomwaffenfreie Welt, eine Welt ohne Abschreckungskomponenten zu fürchten meinen. Das macht manche Diskussionen schwierig, gesteht Ulrike Beisiegel, und allgemeine Statements unmöglich. „Der Vorstand kann lediglich vermitteln, und er tut es gewissenhaft, denn das Interesse an der Friedenssicherung ist allgemein. In Gesprächen und Diskussionen müssen wir voneinander lernen, müssen Kompromisse erwägen und die Möglichkeiten weitreichender Übereinstimmung künftigen Treffen überlassen."

Die gemeinsame Forderung nach einem Teststopp für Atomwaffen entspringt einem solchen Kompromiß, denn die wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Überwachung eines solchen Abkommens sind gegeben. Wo jedoch Verifika-

Vom Kongreß ins Labor: Beide Bereiche – Forschung und Friedensengagement – bestimmen das Leben der Biochemikerin Ulrike Beisiegel.

tionsschwierigkeiten bei Abrüstungsfragen auftreten, werden die Dinge problematischer. Doch gerade in diesem Punkt, erklärt Ulrike Beisiegel, dürfen wir die Friedensfrage nicht den Politikern allein überlassen. Die Wissenschaftler müssen Wege finden, in der komplizierten Abrüstungsfrage den Politikern zu helfen.

Diese Forderung an die Wissenschaft hat Ulrike Beisiegel im Auge, als sie in Berlin im Juni 1988 auf dem Internationalen Treffen für kernwaffenfreie Zonen diese Zonen als bedeutendes „Vorexperiment" bezeichnet. Sie wendet sich gegen die Auffassung, die in ihrem Land vorherrscht, daß kernwaffenfreie Zonen nichts erbringen, solange in Europa noch Kernwaffen lagern. Im Kontrollbereich mache es keinen Unterschied, ob es um Zonen oder um ganz Europa gehe. Kernwaffenfreie Zonen müssen als „Vorexperiment" verstanden werden, in dem die Kontrollmechanismen für eine Welt ohne Atomwaffen überprüft werden können. Hier liege das Arbeitsfeld für die Wissenschaftler, die Fragen der Verifikation und Kontrolle zu studieren, um unanfechtbare Modelle zu schaffen.

In diesem Zusammenhang erwähnt sie mir gegenüber den Vorschlag der Warschauer Vertragsstaaten, die Abrüstung bis zur strukturellen Nichtangriffsfähigkeit in drei Phasen zu vollziehen. Der Abzug beziehungsweise die Vernichtung der nuklearen und chemischen Waffen sowie des schweren konventionellen Kriegsgeräts seien wissenschaftlich allemal verifizierbar. Die Einwände der NATO-Strategen, die auf eine atomare Abschreckung nicht verzichten wollen, hätten eher ideologische als sicherheitspolitische Gründe.

Von den Vorteilen, eine Frau zu sein

Wenige Tage nach unserem Gespräch auf dem Tübinger Naturwissenschaftlerkongreß „Weiter abrüsten! Friedliche Wege in die Zukunft" Anfang Dezember 1988 trat Michail Gorbatschow vor der UNO auf. Ich bin mir gewiß, daß neben den sensationellen einseitigen Abrüstungsvorleistungen auch die Passage über die Rolle der Wissenschaftler bei dem anstehenden Experiment, Rüstungsfabriken auf die Friedensproduktion umzustellen, Ulrike Beisiegels besonderes Interesse gefunden hat. Vielleicht hätte sie diese so völlig neue und schöne Aufgabe als Abrüstungswissenschaft bezeichnet.

Die Gewichtigkeit dieser Wissenschaftsvereinigung im politischen Leben der BRD ist so offensichtlich, daß ich mich nicht der Frage enthalten kann, wieso eine junge Frau, die in der Wissenschaftswelt zwar einen Ruf genießt, jedoch noch nicht über die Reputation der Professoren Dürr und Starlinger, als Vorstandsvorsitzende gewählt wurde. Ulrike Beisiegel scheint diese Frage zu kennen, wie ihr Lächeln verrät. „Hat eine Frau gegen viele Widerstände ihren wissenschaftlichen Durchbruch geschafft, bieten sich ihr nun auch Vorteile an. So beispielsweise auf internationalen Treffen, wenn unter zweihundert Männern zwei Frauen sitzen, die sich durch hohe Qualifikation auszeichnen, so werden diese beiden nicht so schnell vergessen und rücken in den Mittelpunkt." Hat diese Erwägung tatsächlich eine Rolle gespielt? Vielleicht, doch wahrscheinlicher war wohl eine andere Überlegung, räumt sie ein. Die bisherigen mehr oder weniger lockeren Wissenschaftlervereinigungen wurden von Hochschullehrern geführt, was zumeist eine Eingrenzung auf einen reinen Akademikerverband bedeutete. Die Wahl einer jungen Forscherin sollte die neue Vereinigung auch jungen Wissenschaftlern öffnen. Nun ist es allerdings so, fährt Ulrike Beisiegel fort, daß alle fortschrittlichen Organisationen und Parteien sich mühen, Frauen in ihre Vorstände zu wählen, wenn auch manchmal diese Funktionen mehr als Alibi an den Zeitgeist fungieren. „Professor Starlinger hat mich vorgeschlagen und bestimmt nicht, um eine Alibifrau zu haben. In den Jahren meiner politischen Arbeit habe ich Geduld und Vorsicht im Umgang mit Menschen gelernt. Jede Form der Indoktrination ist mir zuwider; sie wäre auch in der Zusammenarbeit mit Individualisten, die Wissenschaftler nun einmal sind, die allerschlimmste Form. Politik hat mit Vernunft zu tun, und langsame Schritte sind zumeist die besseren und aussichtsreicheren. Ich bin von meiner Natur her ungeduldig, doch wahrscheinlich können Frauen es eher zu einer Mischung von spontaner Ungeduld und vernünftiger Geduld bringen."

★

Die neue Wissenschaftlervereinigung weiß, daß globale Themen der internationalen Zusammenarbeit bedürfen. Die Partner gehen nun aufeinander zu. Die Vorstandsvorsitzende Dr. Ulrike Beisiegel wird auf dem Wege noch viele Städte in Ost und West zu sehen bekommen.

Illustration: Gerhard Lehr

Als Cäsar im Jahr 47 vor unserer Zeitrechnung den bosporanischen König Pharnakes bei Zela überraschend und im Handumdrehen geschlagen hatte, soll er laut Plutarchscher Cäsar-Biographie Kapitel 50 seinem Freund Amintinus im römischen Senat geschrieben haben: „Veni, vidi, vici" – „Ich kam, ich sah, ich siegte." Seither ist dieser Zwölf-Buchstaben-Brief so etwas wie ein frei verfügbarer Verwendungsbegriff für eklatante Erfolge aus heiterem Himmel – auch für sportliche. Bei der sowjetischen Calgary-Olympiasiegerin Vida Venciene könnte solcher Bezug angewandt werden. Zudem macht es sich gut:

veni, VIDA, vici

Es ist so, wie es ist: Auch im Weltmeisterschaftsjahr 1989 wird es keine Ruheständlerin Raissa Smetanina geben. Damit erlebt die inzwischen sechsunddreißigjährige Lehrerin aus dem rauhen Gefilde der Komi ihren 23. Winter als Skilangläuferin. An Dauer einer Karriere und an Erfolgsbilanz nur noch vergleichbar mit ihrer zur Skilegende gewordenen Vertrauten Galina Kulakowa, hat Raissa jetzt gesagt, solange ihr das herausfordernde Nomadenleben in der weißen Spur Spaß mache, bleibe sie bei der Stange: „Wenn du etwas mit Freude tust, liegt alles noch vor dir." Dieser Leitspruch könnte ihr dazu verhelfen, eines Tages die Mitgliedschaft in der Nationalmannschaft mit einem Langzeitrekord zu krönen.

Daß derlei sportliche Beharrung namentlich bei Raissa Smetanina den Hintergedanken ausschließt, die „alte Dame" glaube wohl, ohne ihre Anwesenheit stünde die Skiwelt still, gehört zu den vielen Sympathiepunkten, die sie auf ihrem langen Weg durch ein Stück Skigeschichte schon eingeheimst hat. Überzeugender als die Olympiasiegerinnen Vida Venciene, Tamara Tichonowa und Anfissa Reszowa kann dies niemand bestätigen: „Was wir an Raja haben, wird uns auch ohne Bretter, die uns jetzt noch die Welt bedeuten, immer bewußt bleiben. Mit ihr durch die Lande zu ziehen und an ihrer Seite um Siege zu kämpfen ist ein Glücksfall. Wenn sie mal n i c h t gewinnt, weil wir sie schlagen, oder wie in Calgary auf den letzten von zehntausend Metern ihre schon fest in der Hand gehaltene Goldmedaille wieder fallen läßt, tut uns das mehr leid als ihr..."

Mit der Mathematik, wie oft und wann und wo sie auf Siegerpodesten stand, hätte auch die Schulmeisterin Smetanina ihre liebe Not. Allein die Verzeichnung der Medaillen in allen Farben – erworben oder besser gesagt, errungen bei vier Olympischen Spielen, einem halben Dutzend Weltmeisterschaften und in zahllosen Rennen um den Weltcup – ist eine mühsame Wanderung durch die Statistik von anderthalb Jahrzehnten. Einen Anhaltspunkt bietet allenfalls Raissas Zimmer im Skizentrum „Uroshaj". Dort hängen, versehen mit allen wichtigen Angaben, lauter Startnummern an den Wänden. Eine leinene Tapete für sportlichen Geschichtsunterricht.

Als Raissa Smetanina 1974 in Falun ihre erste gewichtige Goldmedaille gewann, war an eine Vida Venciene noch längst nicht zu denken. Diese attraktive Dame aus dem Dorf Kurenei bei Vilnius, ebenfalls Lehrerin, und zwar für Biologie, rückte um vieles später ins Bild. Sie war eine gute 400-m-Läuferin, gleichwohl keine leichtathletische Goldmarie. Aus diesem kühlen Grunde tauschte sie ihre Spikes gegen Skier ein. Trainer Vilmantas Gineitas, der einen siebten Sinn für Talentefunde besitzt, hatte ihr eingeredet, sie könne eine Schneekönigin werden. Damals schon neunzehn, stand Vida vor dem erfolgversprechenden Versuch, als Litauens erste Skiläuferin das sowjetische Auswahltrikot zu tragen. „Das war genau die Zeit, in der ich keine bessere Leitfigur hätte finden können als Raissa Smetanina. Schon das Nennen ihres Namens trieb mich vorwärts."

Dann Calgary. Olympia 1988. 10-km-Langlauf der Damen in Canmore. Vida Vencienes erster großer Auftritt in der ersten Entscheidung des ersten Tages ihrer ersten Spiele. Auch die Smetanina dabei. „Ich glaube, sie wird gewinnen und auf dem obersten Treppchen des Siegerpodests stehen. Im ‚klassischen' Laufstil, dem Diagonalschritt, ist keine erfahrener oder technisch beschlagener als sie." Ein paar Tage später – „ich konnte das lange gar nicht begreifen" – hat Vida Venciene geschildert, wie alles anders kam. Es ist die Geschichte einer Skilangläuferin, die sich im Getöse um ihren unvermuteten Sieg nur schwerlich zurechtfand und dann da oben auf dem höchsten Siegerpodest heilfroh war, daß Raissa Smetanina neben ihr stand und sie wie eine Mutter an die Hand nahm: „Was Wunder, kaum jemand kennt sich in den Riten sportlicher Siegerzeremonielle besser aus als Raja..."

★

In aller Herrgottsfrühe klingelte der Wecker, denn um zehn Uhr war Start, „und ich dachte daran, daß zu dieser Zeit die Lieben daheim in Litauen schon beim Abendbrot saßen". Außerdem wollte das sowjetische Quartett zwei Stunden früher im Skistadion von Canmore sein und die nicht nur wegen ihres Kunstschneebelags komplizierte Strecke noch einmal in Augenschein nehmen. „Und da ich mit Startnummer 40 zu allem Überfluß länger warten

mußte als die meisten anderen, kam mir alles wie eine Ewigkeit vor. Mir war, als würde ich in meiner anscheinend angeborenen Ungeduld auf den Bus warten, der mich von Vilnius nach Ukmerke zu meiner Mutter bringt." Die hat nämlich immer etwas parat, wovon Vida keine Ahnung hat. So wie jetzt in Canmore, „wo mich die Neugier kribbliger machte als die Schwere der Aufgabe".

Endlich war es soweit. Gebeutelt von Bangen und Hoffen rannte Vida los. Immer darauf bedacht, daß sie auf den ersten Kilometern im Bereich der zeitschnellsten Konkurrentinnen lag, um nicht vorzeitig „unterzutauchen", wurde ihr von Kontrollposten zugerufen, sie hätte die viertbeste Zeit. „In diesem Moment mußte ich an meinen Mann Danius denken, der mir vor der Abreise weissagen wollte: ‚Paß auf, du wirst Vierte.'"

Kaum auszudenken, wenn er unrecht hätte – „und ich würde ihm ein Schnippchen schlagen". Denn Vidas Trümpfe stachen erst am Ende. Im Finish war sie schon immer gut, das hatte sie bei der Leichtathletik gelernt. Und so kam es, daß Raissa Smetanina beim Halali Schritt um Schritt von ihrer Führung verlor und im Ziel Bekanntschaft mit einer Olympiasiegerin machte, deren Triumph niemand in Betracht gezogen hatte. „Ich ausgenommen", sagte Raissa. In ihrer gewinnenden Wortkargkeit war es schon viel, als sie hinzufügte: „Nun gibt mir mein zweiter Platz das Gefühl, ich hätte trotz Niederlage einen großen Sieg errungen."

Abends dann zwei Stunden vorher zum Rathaus. Stellprobe für die Siegerehrung. Wie bei der Einstudierung eines neuen Theaterstücks: Hier entlanggehen, hier stehenbleiben, hier umdrehen, und weil's so schön war, alles noch mal von vorn. Dabei lächeln, immer nur lächeln. „In meiner Unbeholfenheit kam mir Raja zu Hilfe. ‚Was bist du denn so nervös', stieß sie mich in die Seite. ‚Wirst du wohl stillstehen!' Dann sollte ich mit den Blumen winken und den Fotoreportern zulächeln, die in Kompaniestärke vor mir standen. Wenn ich das nur so könnte wie die Keep-smiling-Finnin Marjo Matikainen oder eben wie Raja! Wenn du mal wieder auf dem Siegerpodest stehst, tröstete ich mich, kannst du es genausogut."

★

Um alle zu umarmen, die ihr den Weg zu olympischem Gold geebnet haben, hätte Vida Venciene Stunden gebraucht. „Ich hatte um mich herum eine Menge Glücksfälle im Leben – meine Familie, meine Ehe, meine Trainer, die mit dem Dickkopf Vida zuweilen ihre liebe Not hatten, meine Mannschaft und die vielen, vielen Freunde. In meiner Glückssträhne fehlt mir noch jener längere ‚Urlaub', der nur Frauen vorbehalten ist. Nach der Weltmeisterschaft '89 in Lahti wird deswegen der Familienrat einberufen. Da werde ich die Frage stellen: Wird's nicht langsam Zeit? Bin doch bald achtundzwanzig..."

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Klaus Schlage, ADN-Zentralbild.

Die „Konstitution von Mandschuguo“ umschrieb in den dreizehn Paragraphen ihres Ersten Kapitels genau meine Autorität. Der erste Paragraph besagte, daß der „Präsident den Staat Mandschuguo regiert“, die Paragraphen zwei bis vier schrieben mir die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt zu. Weiter hieß es, daß meine Notverordnungen die gleiche Verbindlichkeit besäßen wie Proklamationen und Gesetze; daß ich über die Ämterstruktur und die Beamtenernennungen zu bestimmen hätte; den Oberbefehl führe über das Landheer, die Marine und die Luftwaffe; ferner die Vollmacht innehabe, General- und Sonderamnestien zu gewähren, Strafmilderungen zuzubilligen und jemandem die entzogenen Ehrenrechte wieder zuzuerkennen, usw.
In Wirklichkeit besaß ich nicht einmal das Recht, selbst zu entscheiden, ob ich das Haus zu einem Spaziergang verlassen durfte oder nicht.

Noch einmal „Kaiser“

Es war ausgemacht worden, daß ich nach einer einjährigen Amtszeit als Präsident abdanken konnte, falls die Guandung-Armee bis dahin keine Monarchie errichtet haben würde. Ich dankte jedoch nicht ab, da mir dazu der nötige Mut fehlte. Und selbst wenn die Guandung-Armee in meinen Rücktritt eingewilligt hätte, würde ich nicht gewußt haben, wohin ich hätte gehen sollen.
Kurz nach dem ersten Jahrestag meines Amtsantrittes wurde ich dadurch überrascht, daß Generalissimus Muto während einer Routinesitzung von sich aus meine Frage anschnitt. Er teilte mir mit, daß Japan die Staatsform von „Mandschuguo“ erwäge, und wenn die Zeit dafür reif sei, würde auch meine Frage gelöst werden.
Schon am 27. März 1933 verließ Japan den Völkerbund, um sich Bewegungsfreiheit zu sichern. Gleichzeitig steigerte es seine militärischen Angriffe auf China, drang in den Raum südlich der Großen Mauer ein und legte einen Ring um Peking und Tientsin. Ende Mai ließ sich die Nanking-Regierung, die sich auf den Bürgerkrieg gegen die Kommunisten konzentrierte, zu weiteren Zugeständnissen herbei und unterzeichnete das „Tangku-Abkommen“. Demgemäß wurden aus einem großen Gebiet südlich der Großen Mauer alle chinesischen Truppen herausgezogen, und Japan konnte seine Kontrolle über Nordchina konsolidieren.
Diese Ereignisse übten einen starken Reiz auf jene aus, die an meiner Restauration interessiert waren; sie begannen sowohl im Nordosten als auch in Nordchina eine rege Aktivität. Meine Träume von einer „Kaiserherrschaft“ erfüllten aufs neue mein ganzes Denken. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte ich alle Nachrichten und setzte erst recht meine ganze Hoffnung auf die japanische Soldateska, die meine eigenen Landsleute hinmordete. Nach der Besetzung von Jehol in der ersten Hälfte des März 1933 gab ich ein Festessen, um Generalissimus Muto und den übrigen Offizieren, die an den Kämpfen teilgenommen hatten, zu gratulieren und ihnen noch größere Siege zu wünschen.
Hishikari Takashi, der neue Oberkommandierende der Guandung-Armee, teilte mir offiziell mit, daß die japanische Regierung mich in absehbarer Zeit als „Kaiser von Mandschuguo“ anerkennen werde.
Ich wußte mich vor Freude nicht zu fassen, und mein erster Gedanke war, daß ich eine Garnitur kaiserlicher Drachentracht benötige. Das Gewünschte wurde mir von Peking herbeigeschafft, wo eine der Kaisergattinnen diese Überreste alter Herrlichkeit in Verwahr gehalten hatte. Tragen konnte ich allerdings diese Roben nicht, weil die Guandung-Armee mich verstehen ließ, daß Japan mich nicht als „Großen Tjing-Kaiser“, sondern als „Kaiser von Mandschuguo“ anerkennen werde. So sollte ich mich denn mit einer „Galauniform des Obersten Marschalls der Land-, See- und Luftstreitkräfte von Mandschuguo“ bescheiden.
„Wie soll das angehen?!“ sprach ich zu Dscheng Hsiao-hsü. „Ich bin ein Nachkomme der Aisin-Gioro, weshalb darf ich da nicht das Gesetz meiner Ahnen befolgen? Ferner, was sollen die übrigen Angehörigen der Gioro-Familie denken, wenn sie mich in einer ausländischen Uniform den Thron besteigen sehen?“
„Eure Majestät befindet sich im Recht“, antwortete Dscheng und nickte übereinstimmend, als er die Drachengewänder anschaute, die auf den Tischen ausgelegt waren.

Die Kaiserin Wan Jung

„Geh und sprich für mich mit den Leuten!“
Nachdem er fortgegangen war, starrte ich in tiefer Bewegung auf die Gewänder, welche die Kaisergattin Jung Hui zweiundzwanzig Jahre hindurch gehütet hatte. Dies waren echte kaiserliche Roben, denn Kaiser Guang Hsü hatte sie getragen, und seit zweiundzwanzig Jahren hatte ich von diesen Roben geträumt. Diese würde ich nun tragen, wenn ich den Thron wieder bestieg, und das würde das Zeichen dafür sein, daß die Tjing-Dynastie wiedergeboren war.
Ich hatte mich noch nicht wieder von meiner Ekstase erholt, als Dscheng zurückkam und mir mitteilte, daß die Guandung-Armee darauf bestehe, ich müsse die Militäruniform bei der Thronerhebung anlegen. Unzufrieden schickte ich Dscheng ein zweites Mal fort, um zu verhandeln. Tatsächlich erlaubten sie mir später, in der Drachentracht die Zeremonie des Himmelsopfers zu vollziehen, und damit gab ich mich zufrieden.
Früh am Morgen des 1. März 1934 befand ich mich in Aprikosenblütendorf, einem Vorort von Tschangtschun, auf einem aus Erde aufgeschütteten „Himmelsaltar“. Ich trug die kaiserlichen Drachengewänder und vollzog hier die uralte Zeremonie der „Meldung an den Himmel vor der Thronbesteigung“.
Wieder in der Stadt zurück, wechselte ich die alten Roben gegen die sogenannte „Uniform des Obersten Marschalls“ und stellte mich in diesem Aufzug der „Inthronisation“.
Die bisherige „Exekutivregierung“ wurde in „Hofregierung“ umgetauft, und meine Residenz hieß fortan Di Gung, „Palast des Kaisers“ (nicht Huang Gung, „Kaiserpalast“, weil dieser Titel der Residenz des japanischen Kaisers vorbehalten bleiben mußte). Meine Residenz erhielt im Laufe der Zeit einen einzigen Neubau; die übrigen Gebäude wurden nur einmal renoviert, und ihre Namen blieben die alten. In einem davon, dem „Haus der fleißigen Sorge für die Wohlfahrt des Volkes“, fand die „Inthronisationsfeier“ statt.
Ich war noch nicht im Besitz eines einzigen der Rechte, die zu fordern mein Sekretär Hu Si-yüan mich mehrfach anhielt; aber ich schwebte trotzdem schon in allen Himmeln.
Was mich am meisten benebelte, waren „Kaiserliche Inspektionsreisen“ und „Kaiserliche Ausgänge“.
Die Guandung-Armee ordnete an, daß ich jährlich ein- oder zweimal mich nach auswärts auf sogenannte „Kaiserliche Inspektion“ begeben solle. In „Hsinking“ („Neue Hauptstadt“, wie Tschangtschun nun hieß) selbst hatte ich mich routinemäßig viermal im Jahre öffentlich auf den „Kaiserlichen Ausgängen“ zu zeigen. Das erste Mal begab ich mich zur „Pagode der treuen Seelen“, um für die Seelen der im Invasionskrieg gefallenen japanischen Truppen zu opfern; das zweite Mal begab ich mich zum „Tempel für die treuen Seelen der Erbauer des Landes“, wo ich für die Gefallenen der mandschurischen Kollaborationsarmee Opfer darbrachte; das dritte Mal stattete ich dem Sitz des Oberkommandos der Guandung-Armee einen Besuch ab, und zwar am „Geburtstag des Kaisers“, um dem Tenno meine Glückwünsche auszusprechen; das vierte Mal erschien ich schließlich zur Jahresfeier im „Eintrachts-Verband“.

Ende aller Illusion

Als die Guandung-Armee mir seinerzeit mitgeteilt hatte, daß sie eine Monarchie einführen wollte, war mir offiziell erklärt worden, daß dies keine Restauration der Tjing-Dynastie sei. Sie hatte mir die Drachengewandung für die Thronbesteigung versagt und sich über meinen Vorschlag für die Neubesetzung des Premierpostens hinweggesetzt. Wäre ich nicht so von meiner hohlen „Majestät“ eingenommen gewesen, hätte ich damals schon zur Vernunft kommen müssen. Die erste Ernüchterung überkam mich bei dem Fall „Ling Scheng“. Ling Scheng war der Sohn eines vormaligen Tjing-Militärgouverneurs in der Mongolei namens Gui Fu. Ling Scheng hatte im Stab der „Friedenserhaltungs-Armee“ Dschang Dsuo-lins als Ratgeber gewirkt; er war ein Mitglied der Delegation gewesen, die sich bei mir in Lüschun eingefunden hatte, um mich zu bewegen, die „Präsidentschaft“ über Mandschuguo anzunehmen, weswegen er mit zu den „Gründern der Nation“ gerechnet worden war. Zur Zeit seiner plötzlichen Verhaftung im Frühjahr 1936 war er Gouverneur der „mandschurischen“ Provinz Hsing'an.
Die Guandung-Armee beauftragte Yoshioka Yasunori, den „Attaché des Kaiserlichen Hauses“, mir mitzuteilen, daß Ling Scheng sich in anti-Mandschuguo und antijapanische Aktionen eingelassen habe. Nach Informationen, die ich von Tung Dji-hsü erhielt, hatte er auf der letzten gemeinsamen Konferenz der Provinzgouverneure, zum Ärger der Japaner, seine Beschwerden laut werden lassen. Offenbar hatte er den Japanern Wortbruch vorgeworfen. Itagaki habe ihm in Lüschun erklärt, daß Japan „Mandschuguo“ als ein unabhängiges Land anerkennen werde, aber später hätten die Japaner sich das Einmischungsrecht in allem und jedem angemaßt... Tatsächlich war er in Hsing'an machtlos, da die Japaner alles bestimmten. Kaum war er in Hsing'an zurück, präsentierte man ihm den Haftbefehl.
Diese Nachricht stürzte mich in größte Unruhe, weil erst sechs Monate vorher sein Sohn mit meiner Vierten Schwester verlobt worden war. Ich überlegte noch, ob ich

FREIE WELT – Serie 2

Die Marionette

Nachdem Pu Yi (Foto oben) – der letzte Kaiser von China, 1908 zweijährig auf den Thron gesetzt – 1924 von der republikanischen Armee endgültig aus seinen Palästen in der Verbotenen Stadt gejagt wurde, sann er im Exil auf nichts anderes, als wieder kaiserliche Macht zu erlangen. Jeder wurde sein Freund und Berater, der ihn glauben machen konnte, seinen Zielen dienlich zu sein. Doch er war nur Spielball fremder Mächte. Die Japaner machten ihn zu ihrem Kollaborateur, als sie ab 1931 Teile Chinas besetzten, zunächst zum „Präsidenten", später zum Marionettenkaiser des „Staates Mandschuguo". FREIE WELT druckt Auszüge aus der im Verlag für fremdsprachige Literatur Peking erschienenen Autobiographie des Pu Yi.

mich nicht beim Oberkommandierenden der Guandung-Armee für den Angeklagten verwenden solle, als auch schon Ueda Kenkichi, der neueste Oberkommandierende und „Botschafter", selbst bei mir vorsprach. Ohne lange Einleitung teilte er mir mit: „Vor einigen Tagen haben wir einen Fall geklärt, bei dem der Verbrecher ein Bekannter Eurer Kaiserlichen Majestät ist – Ling Scheng, der Provinzgouverneur von Hsing'an. Im geheimen Einverständnis mit ausländischen Mächten hat er Vaterlandsverrat und Widerstand gegen Japan geplant. Ein Militärgericht hat ihn dieser Verbrechen schuldig befunden und zum Tode verurteilt."

Dies war meines Wissens der erste Fall, daß die Japaner einen hohen Beamten dem Henker überantworteten, und dieser Mann war eben erst mein Verwandter geworden. Ich hatte geglaubt, daß Ling Scheng, der von sich aus die Verschwägerung angestrebt hatte, mir besonders treu ergeben sein müsse; aber die Guandung-Armee hatte ihn danach eingeschätzt, wie er zu Japan stand. Ohne Zweifel würden sie das gleiche Kriterium auch auf mich anwenden.

Privatleben

Mir war nicht erlaubt, am politischen Leben teilzunehmen, nach Belieben auszugehen oder meine „Minister" zu Konsultationen rufen zu lassen. Wenn die Guandung-Armee mir keinen „elektrischen Strom" zuleitete, hatte ich nichts zu tun. Je deutlicher der kommende Zusammenbruch Japans seine Schatten vorauswarf, desto mehr fürchtete ich, die Japaner würden mich umbringen, um mich mundtot zu machen. Darum begegnete ich diesen Menschen mit kriecherischer Schmeichelei und Freundlichkeit, während ich in meinem eigenen Hause immer mehr zum Jähzorn neigte und meine Umgebung unverhofft mit Schlägen und Schimpftiraden traktierte. Auch mein Aberglaube nahm immer ungereimtere Formen an. Ich aß nur noch vegetarische Kost, rezitierte Sutren, befragte die Orakel und flehte zu Buddha um Schutz.

Innerhalb meiner eigenen Mauern nahm meine Grausamkeit derart zu, daß die Prügeleien eine ständige Erscheinung wurden und ich sogar Folterwerkzeuge anwandte. Das Prügeln erfolgte auf mannigfache Art, und ich ließ es stets durch andere ausführen, nicht etwa von einem oder zwei, sondern in der Regel von allen, die gerade anwesend waren. Jeder mußte hart zuschlagen oder gewärtig sein, daß ich Verdacht schöpfte, er stecke mit dem Sünder unter einer Decke, und er selbst augenblicklich zum Ziel der Prügel wurde. So wagte keiner, nur schwach zuzuschlagen.

Abgesehen von meiner Gattin, meinen Brüdern und Schwägern, war jeder andere im Hause meinen Schlägen und Schmähungen ausgesetzt. In jenen Tagen lebten bei mir im Palast einige Neffen, die neben ihrem Studium meine Gesellschafter und Kämmerlinge waren, und die ich mir zu meinen Vertrauten heranzuziehen trachtete, aber Schläge und Schelte ernteten sie wie jeder andere.

Ich hatte insgesamt vier Frauen heimgeführt, zeitlich gerechnet eine Kaiserin, eine Kaiserliche Nebenfrau dritten Ranges und zwei Kaiserliche Nebenfrauen vierten Ranges. Aber keine von ihnen war für mich das, was eine Frau dem Manne zu sein hat, sie dienten mir nur als Zubehör meines Hofstaates. Was beispielsweise Wan Jung* an langjähriger Kälte hat ertragen müssen, ist gewiß für die heutige Jugend Chinas das Allerunbegreiflichste; ich sprach nur wenig zu ihr und kümmerte mich nicht sehr um sie, so daß ich auch nie aus ihrem eigenen Munde erfuhr, was sie innerlich bewegte, verdroß oder was sie erwartete. Erst später mußte ich erkennen, daß sie dem Opium verfallen war und sich in einer Weise aufführte, die ich ihr nicht nachsehen konnte. Der August 1945 trennte uns. Ihre Opiumsucht hatte bereits ein sehr hohes Stadium erreicht, so daß sie einer ernsten Erkrankung nicht mehr gewachsen war. Schon im folgenden Jahre starb sie zu Kirin.

Der Riesenbankrott

Die Berichte von japanischen Militärniederlagen an allen Fronten häuften sich, und diese Berichte fanden eine Bestätigung durch die Mitteilungen von „gebrochener Jade" („heroischen Opfern") in der Presse von „Mandschuguo".

Besonders tief erregend wirkte auf mich die Furcht, die selbst die hohen japanischen Militärs nicht verheimlichen konnten. General Yamashita Tomoyuki, der die Besetzung von Singapore geleitet hatte, war bei seiner Versetzung in die Guandung-Armee ein von Stolz aufgeblähter Mann; als er aber 1945 nach Südostasien zurückversetzt wurde, war er wie ausgewechselt. Als er sich von mir verabschiedete, weinte er in die vorgehaltene Hand und sagte: „Dies ist unser letzter Abschied. Ich werde nie wiederkommen!"

Noch viel mehr Tränen sah ich bei den Abschiedsveranstaltungen für „Menschentorpedos". Mit diesem Namen wurden Soldaten bezeichnet, die man aus der japanischen Armee ausgewählt hatte – nachdem sie mit „Soldatengeist" (Bushido) und „Kaisertreue" indoktriniert worden waren – um mit ihren eigenen Körpern Flugzeuge und Tanks aufzuhalten bzw. zu vernichten.

Nach der Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 war der Druck, der nun von allen Seiten auf Japan einstürzte, deutlicher denn je; wann die Sowjetunion ihre Truppen einsetzen werde, war nur noch eine Frage der Zeit. Mochte ich früher auch noch so stark von der Übermacht Japans beeindruckt gewesen sein, heute sah selbst ich seine hoffnungslose Vereinsamung. So kam schließlich der Tag des Zusammenbruchs.

Am Morgen des 9. August 1945 erschien der letzte Oberkommandierende der Guandung-Armee, General Yamata Otozo, mit seinem Stabschef bei mir, um mir mitzuteilen, daß die Sowjetunion Japan den Krieg erklärt habe.

Der General sprach am nächsten Tag erneut mit seinem Stabschef vor und sagte mir, daß die japanische Armee sich zurückziehen und die südliche Mandschurei verteidigen wolle, so daß nur die „Hauptstadt" nach Tunghua verlegt werden müsse. Ich solle noch am gleichen Tage alles für den Umzug bewerkstelligen…

Da uns nur eine kleine Flugmaschine zur Verfügung stand, wählte ich meinen Bruder Pu Djiä, zwei Schwäger, drei Neffen, einen Arzt und meinen persönlichen Bediensteten, den Großen Li, für die Mitfahrt aus. Meine Nebenfrau fragte mich unter Schluchzen, was mit ihr geschehen solle. „Das Flugzeug ist zu klein", entgegnete ich, „deshalb mußt du mit der Eisenbahn reisen!"

Ich war zu sehr damit beschäftigt, mein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen, als mich noch darum zu kümmern, ob da ein Zug für sie vorhanden sein würde oder nicht.

Wir landeten in Schenyang, wo wir um elf Uhr morgens in eine größere Maschine umsteigen sollten. Wir nahmen Platz im Warteraum des Flughafens und warteten.

Nicht lange dauerte es, da erdröhnte der Flugplatz von einfliegenden Maschinen: Es waren sowjetische Militärflugzeuge. Mit Maschinenpistolen im Anschlag sprangen sowjetische Soldaten kompanieweise aus den Maschinen und entwaffneten im Nu alles auf dem Flugplatz anwesende japanische Militär. In kürzester Zeit wimmelte es überall von sowjetischen Soldaten, die gekommen waren, um die Kapitulation der Japaner zu überwachen.

Statt nach Japan zu gelangen, wurde ich am nächsten Tage in einer sowjetischen Maschine nach der Sowjetunion geflogen.

Deutsch von P. Hüngsberg

Im nächsten Heft:

Todesangst und neues Leben

* die Kaiserin

Fotos: Pu Yi – Autobiographie

Prämie für Mord

Plakate an allen Berliner Litfaßsäulen: Tötet Liebknecht! Öffentliche Aufforderung zum Mord. Die Regierung rührt sich nicht. In der Regierungsspitze sitzen am Jahreswechsel nur noch rechte Sozialdemokraten, nämlich Ebert, Scheidemann, Landsberg, Noske und Wissell.

Ein gewisser Fritz Henck sagt später in einem Prozeß aus: „Ein Befehl, Liebknecht zu ermorden, bestand. Auch die Belohnung war zugesagt. Schriftlich war nichts vorhanden. Es wurde gesagt: Wer Liebknecht und Luxemburg tot oder lebendig bringt, erhält 100 000 Mark. Das Geld hatten wir im Reichstag zur Verfügung. Auf meine Unterschrift konnte ich Geld bekommen, soviel ich brauchte."

Wer ist dieser Henck? Scheidemanns Schwiegersohn und Redakteur eines Blättchens namens „Volkswehr", herausgegeben vom „Regiment Reichstag". So nennt sich der im Reichstag einquartierte „Freiwillige Helferdienst der Sozialdemokratischen Partei". Und wer gibt das Geld für den „Helferdienst" und für die Mordprämien? Wohlhabende Unternehmer, beispielsweise die Brüder Sklarz, so intim befreundet, daß sie ihnen Nachtquartier in ihren Wohnungen gewähren? Mit den Herren Ebert und Scheidemann.

Spitzel des sozialdemokratischen „Helferdienstes" lieferten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ans Messer. Im Eden-Hotel sitzt der Stab der Garde-Kavallerie-Schützendivision. Feine Truppe, Garde ist immer fein. Hauptmann Pabst befiehlt, die Festgenommenen zu töten. Husar Runge, Wachposten vor dem Hoteleingang, schlägt beiden seinen Gewehrkolben über den Kopf. Offiziere schleifen die Bewußtlosen in bereitstehende Autos und erschießen sie auf den dunklen Wegen des Tiergartens.

Im Mai 1919 stehen die Mörder, allesamt Angehörige der Garde-Kavallerie-Schützendivision, vor Gericht. Und zwar vor dem Feldkriegsgericht der Garde-Kavallerie-Schützendivision. Die Anstifter als Richter. Die Regierung Ebert beobachtete das Schaustück mit dem gebührenden Respekt. Am Ende natürlich Freisprüche, bis auf zwei Ausnahmen. Oberleutnant Vogel wird wegen Beseitigung einer Leiche – er hat Rosa Luxemburg in den Landwehrkanal geworfen – und wegen „wissentlich falscher Dienstmeldung" zu zwei Jahren und vier Monaten Gefängnis verurteilt. Nach einigen Tagen läßt jemand eine Tür offen, und Vogel ist verschwunden. 1920 wird er amnestiert. Runge wird wegen „Wachvergehens" und wegen „versuchten Totschlags in Tateinheit mit gefährlicher Körperverletzung" zu zwei Jahren Haft verurteilt. Seine Kopfprämie hat er schon kassiert. Bei der Entlassung bekommt er neue Papiere auf den Namen Wilhelm Radolf. Hitler bewilligt ihm 1934 eine „Entschädigung" in Höhe von 6000 Mark.

Hauptmann a. D. Pabst rühmt sich

Die Mörder unter sich am Abend nach der Tat (Totschläger Runge in der Mitte des Tisches)

ZEUGENVERNEHMUNG

noch 1962 in aller Öffentlichkeit der Untat. Hemmungen? Kennt er nicht. Warum auch? Die Regierung der Bundesrepublik hat den zweifachen Mord in ihrem offiziellen „Bulletin" als „standrechtliche Erschießung" eingestuft und als patriotische Tat gewürdigt.

Jürgen Jessel

Foto: Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution. Berlin 1929. Reproduktion: Museum für Deutsche Geschichte.

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Annelies Laschitza, Karl Liebknecht. Eine Biographie in Dokumenten. Berlin 1982.

5

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

„Unsere Worte sind zu schwach, um ... die Gefühle auszudrücken, die euer und unser Herz zerreißen. Weder Klage noch Fluch ist hier notwendig... Jetzt heißt es, nicht wehklagen... Jetzt heißt es ... zu schwören, daß wir ihr Werk zu Ende führen werden."

Die KPD zum Tode Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs

„Pabst: ...zum Beispiel stand unten vor dem Eden-Hotel ein Posten, ein Husar Runge. Der Mann hat, wie Frau Luxemburg 'rauskaum, ihr mit dem Kolben über den Schädel geschlagen.
Frage: Was haben Ihre Vorgesetzten damals zu Ihrem Befehl gesagt. Was hat der Oberbefehlshaber Noske gesagt?
Pabst: Es war richtig, daß Sie es so gemacht haben."

Waldemar Pabst, ehemaliger Hauptmann der Garde-Kavallerie-Schützendivision, 1962 im Gespräch mit dem Hamburger Nachrichtenmagazin „Der Spiegel"

Ich will nicht sein wie Makra

Mit Akos Kertesz im Café „New York"

Ein Beitrag von Helmut Zemke

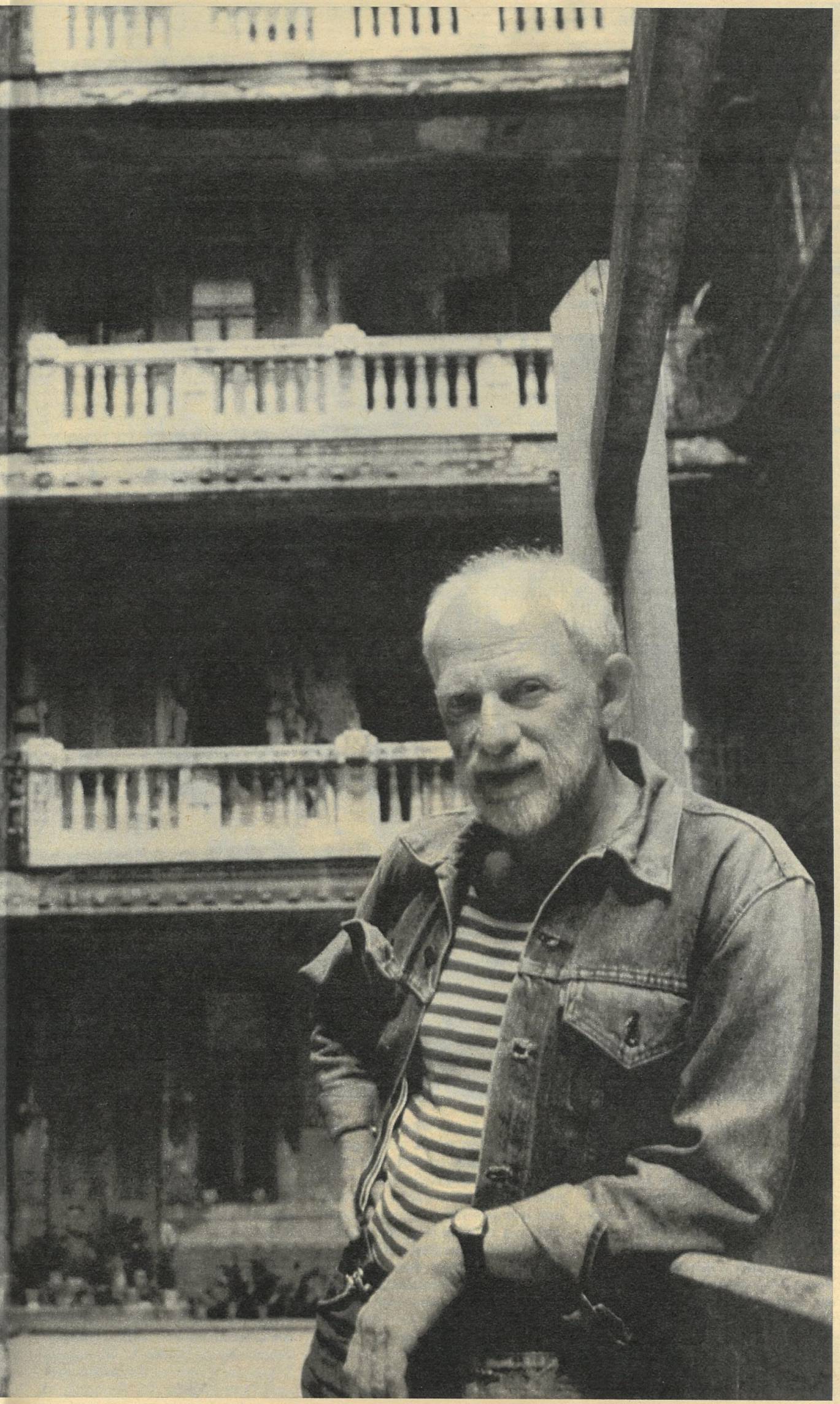
„Das ist nicht meine Welt", sagt der Mann, den ich im pomphaft-eklektisch ausgestatteten Großkaffeehaus „Hungaria", ehemals Café „New York", treffe. Um die Jahrhundertwende war es und ist es bis heute geblieben Stammcafé der Literaten, Journalisten und Theaterleute. An den Wänden eine stolze Ahnengalerie bekannter und berühmter Namen, Karikaturen von insbesondere Schriftstellern, die im ungarischen Geistesleben eine Rolle spielten und hier an den Marmortischen debattierten oder ihre Gedichte und Erzählungen schrieben. Unser Mann paßt nicht in dieses Bild. Das Bild paßt nicht zu ihm. Hier trifft er nicht die Menschen, auf die es ihm ankommt, die Arbeiter. Äußerlich hat er sich verändert, seit ich ihn vor Jahren auf einem Foto sah: Die Züge sind schärfer geworden, der Blick gelassener, wenngleich so aufmerksam wie eh und je, die Lachfalten deuten auf satirische Neigungen, und auch der Bart ist weiß geworden. Zur Stunde ist er sechsundfünfzig Jahre alt. Wo kommt er her? Aus dem volkreichen IV. Bezirk von Budapest? Aus Angyalföld, Ujpest, aus den Arbeitervierteln von Kispest, Köbanya oder Pestlörinc? Jedenfalls dorther, wo es Häuser mit Mansarden gibt, so nennt sich ein Roman von ihm, auch Galeriehöfe, enge Straßen und Kneipen, wo die „kleinen Leute" zu Hause sind, die Arbeiter, die Gemüse-Händler, die Chauffeure, die Angestellten, welche abends gleich um die Ecke ihren „Gespritzten" trinken und bis spät über Frauen, Geld und Großwetterlage schwatzen. Besonders die Arbeiter, die es sich nicht mehr gefallen lassen wollen, zu den kleinen Leuten gerechnet zu werden, denn was heißt schon klein, was groß? Die oft gebeutelt wurden und die sich auch hierzulande ihren Platz erkämpft haben, sie gehören zu seiner Welt. Denn er ist einer von ihnen und gedenkt es auch zu bleiben: Akos Kertesz, früher Karosserieschlosser. Die ersten Jahre seines Arbeitslebens in der Fabrik oder in der Werkstatt waren seine Universität. In der karg bemessenen Freizeit zeichnete Kertesz seine Beobachtungen auf, sammelte das unvergleichliche Argot der Vorstädte, Wörter und Wendungen, in denen sich das Volk ausdrückt und mit denen der Erzähler seine Geschichten würzt. Die ersten schon zeigen den Schriftsteller auf dem Wege, als einen Autor, der genau weiß, wohin er will. Er haßt die müden Seelen, die ihr Leben tropfenweise aus sich herauspressen, er bekämpft die Gleichgültigkeit, die Gefühllosigkeit und geistige Trägheit. Und überall, wo er sie trifft, entblößt er die Ödnis und Leere eines verschenkten Lebens. Muß man sich den fragwürdig gewordenen Normen einer Moral beugen, die einem verbietet, eine sinnlose Partnerschaft zu beenden? Muß man eine ungeliebte Arbeit weitertun, aus falschem Pflichtgefühl womöglich, obwohl man genau weiß, daß man in einer anderen aufgehen, glücklicher, leistungsfähiger sein würde? Soll man sein Talent verkümmern lassen, um nicht von den anderen, den „Normalen", als verrückter Außenseiter betrachtet zu werden? Soll man das Risiko eines Neuanfangs scheuen, nur weil das Alte, Bewährte mehr Sicherheit bietet? Fragen an die unscheinbaren Akteure – Fragen an den Leser? Kertesz formulierte sie bereits im Alter von 25 Jahren in seinem ersten Novellenband. Und das Eigentümliche war, daß er sie nicht beantwortete. „Es ist nicht meine Sache, Antworten zu geben", sagt er heute nach dreißigjähriger Schreibtätigkeit. „Wir sind keine Pädagogen, eher Ärzte, die das Nervensystem des Patienten nach Schwachstellen, nach Entzündungsherden abtasten. Wir legen den Finger dahin, wo es weh tut."

Diese Methode behielt er bis heute bei, er entwickelte sie zu einem Stil ganz eigener Prägung, einem Stil, der den Verdacht aufkommen läßt, der Erzähler würde seinen Figuren weder Verständnis noch Mitgefühl entgegenbringen, er würde sich von ihnen distanzieren. In gewisser Weise tut er das auch. Brecht ist wohl da nicht ohne Einfluß geblieben. Der Abstand, den Kertesz benötigt, schließt indes Anteilnahme nicht aus. Ist es denn freundschaftlich gehandelt, die Fehler derer zu vertuschen, die man im Grunde mag? Ein Mann läßt seinen Freund nicht ins offene Messer rennen. Andererseits kann er ihn aber auch nicht gängeln, ihn an der Hand zu einem Happy-End führen. Das wäre lebensfremd. Also überläßt der Schriftsteller seinen unheldischen Helden dem Urteil eines verständigen Lesers in der Erwartung, dieser könne mit einer Identifikationsfigur nichts anfangen. Kertesz visiert eine Art Antihelden an, der all das verkörpert, was den Menschen hindert, ein ganzer Mensch zu sein.

Im ersten Roman von Akos Kertesz „Die enge Gasse", 1968 mit Erfolg verfilmt, ist es der Arbeiter Vince Bognár, der seine Daseinshaltung in dem Satz zusammenfaßt: „Man soll nicht gegen den Strom schwimmen wollen, man soll sich sein Lebensziel in der Richtung suchen, wie das Wasser fließt." Und auch in seinem bisher besten Werk, dem Roman „Makra", 1975 in der DDR unter dem Titel „Das verschenkte Leben des Ferenc Makra" erschienen, entscheidet sich der Karosserieschlosser Makra für Anpassung an Stelle von Veränderung. Obwohl er seine Arbeit gewissenhaft verrichtet, sehnt er sich insgeheim danach, künstlerisch tätig zu sein. Er besitzt genug Intelligenz und Begabung, dieses Lebensziel zu verwirklichen. Trotzdem fehlt es ihm an Kraft und Mut, Gewohntes aufzugeben, sich zu erproben. Er fürchtet das Risiko, er will nicht aus der Reihe tanzen. Diese Selbstgenügsamkeit praktiziert er auch in der privaten Sphäre. Eine vollkommen durchschnittliche, ungeliebte Partnerin ohne geistige Interessen zieht er letztlich der regsamen und anspruchsvollen Malerfreundin vor, die er liebt und die sein Leben bereichert. Makra geht an diesem Widerspruch zugrunde. Er hat sein Leben verschenkt, ja vergeudet. Vor der Vergeudung von Leben will Kertesz warnen, denn er selbst, der einstige Karosserieschlosser, hat wohl, wie Makra, vor dieser vielleicht wichtigsten Entscheidung gestanden, von der es abhängt, ob einer sein Glück macht oder an sich selbst scheitert.

Sechs Auflagen – eine viertel Million Exemplare. Der „Makra" hatte eine große Resonanz, nicht, weil sich viele in ihm wiederfanden, sondern weil sie erkannten, daß man diesem „Helden" um des eigenen Glückes willen nicht folgen darf. „Ich will nicht sein wie Makra", schrieben Leser. Eine solche Reaktion bestärkte den Autor darin, sein Publikum immer wieder zur produktiven Auseinandersetzung mit einer Lebenshaltung herauszufordern, die den Menschen von sich selbst entfernt und dem Fortgang der Gesellschaft schädlich ist. Ein ungarischer Kritiker weist darauf hin, daß Makra der erste Romanheld in der ungarischen Literatur sei, „der am Fehlen von Autonomie stirbt". Insofern hat diese Geschichte die Wirkung eines Signals. Kertesz legte den Finger an einen empfindlichen Nerv. Indem viele der von Kertesz dargestellten „kleinen Leute" ihren Lebenssinn auf bloßes Da-sein, auf Konsum und Besitz reduzieren, nehmen sie sich selbst zurück und verlieren gerade das, worauf sie Anspruch erheben – Persönlichkeit, Selbständigkeit und Verantwortlichkeit des Denkens und Handelns – Haltungen, die die Gesellschaft heutigentags mehr denn je ebenso benötigt wie jeder einzelne.

Akos Kertesz glaubt aus eigener Erfahrung zu wissen, daß sich auch ein Teil der ungarischen Arbeiter auf jene Lebenseinstellung zurückgezogen habe, und er meldet Zweifel an, ob das gegenwärtige sozialökonomische Umfeld einer solchen persönlichen Sinnkrise wirksam begegnen könne. Dennoch setzt er unermüdlich fort, was er begonnen – den von ihm dargestellten Arbeitern die Wahrheit zu sagen, auch auf die Gefahr hin, daß sie nicht mehr an einem Tisch mit ihm sitzen wollen. Er sagt sie ihnen auf mancherlei Art – sarkastisch, bitter, ironisch, mit aller Schärfe und großer Geduld. Immer wieder. Die Perspektivlosigkeit seiner Gestalten, darüber sollte man sich nicht täuschen, ist durchaus kein Ausdruck von Perspektivlosigkeit ihres Schöpfers. Hier wird nur die Gefährlichkeit einer Lebenshaltung



angezeigt, die, nach Kertesz, nicht ohne gesellschaftliche Ursachen sei. Der Schriftsteller hat sich in vielen Medien umgetan und seinen Zoll entrichtet. Der Film zog ihn an. Eine Zeit war er Dramaturg beim Hunnia-Studio und schrieb Drehbücher, nicht immer gute, wie er selbstkritisch vermerkt. Das Theater warf seine Netze nach ihm aus. Mit der Dramatisierung seiner umstrittenen Novelle „Namenstag" heimste er Erfolge ein. Doch immer wieder kehrte er zur großen Erzählung, zum Roman zurück. In der epischen Breite und Vielfalt sieht er die Chance, eine autonome künstlerische Welt zu errichten, die aus der wirklichen hervorgeht und auf sie zurückstrahlt. Das eigene Leben verschmilzt da mit dem der anderen, so daß es müßig ist, nach dem Autobiographischen zu fragen. Jetzt arbeitet der Schriftsteller an einem neuen Roman, der seinem Grundthema treu bleibt – wie kommt der Mensch unserer Zeit mit sich selbst ins reine, wird er sich an kritikwürdige Zustände anpassen, bleibt er unter seinen Möglichkeiten, wird er aus dem Gewohnten ausbrechen und die Kraft finden, sein Leben umzukrempeln? „Unsere Welt, unsere Zeit ist voller Widersprüche und Konflikte. Jede Zeit war das. Aber die Konflikte von heute sind mit tödlichen Gefahren verbunden für die ganze Spezies Mensch. Und wenn der einzelne nicht bei sich selbst anfängt und beizeiten lernt, Forderungen an sich zu stellen, seine Trägheit zu überwinden, so wird letztlich all das geschehen, wovon wir täglich reden, daß es uns schlecht bekommen würde."

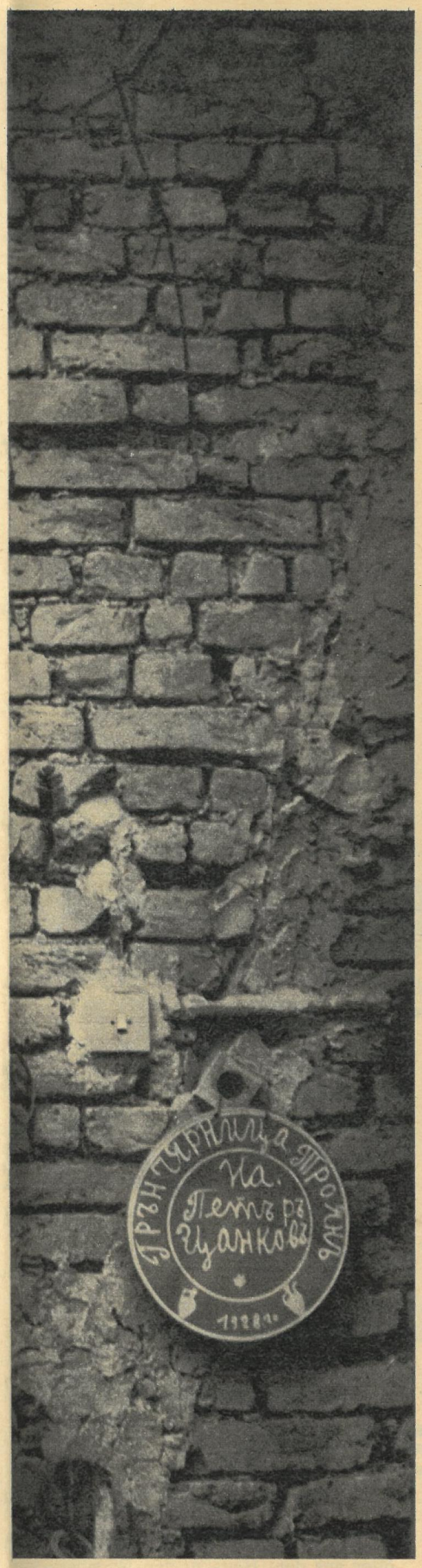
Kertesz macht den Fortschritt der Gesellschaft von jedem einzelnen abhängig. Wir haben nur soviel Vernunft und Menschlichkeit in der Welt, wie wir selbst in unserem eigenen Leben durchsetzen, ist seine Meinung. Und da, so scheint es, ist der Schriftsteller skeptischer, als wir gewohnt sind, wenn auch nicht ohne einen Funken Hoffnung. Wozu auch schreibt einer und macht sich zum Anwalt der „kleinen Leute", wozu hält er ihnen den Spiegel vors Gesicht, wenn er nicht doch daran glauben würde, daß Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Veränderung ist.

Die ungarische Fotografin Judit Müller porträtierte Akos Kertesz in seinem Budapester Milieu.

☆ Koch-Kunst

„...Nun nimm einen Henkeltopf..., lege ihn mit Gekrösefett aus, benetze mit reichlich Öl, streue Pinienkerne darüber und breite darauf eine den ganzen Boden des Gefäßes bedeckende Lage Erbsenbrei aus, darüber eine Lage Speck, Fleisch, Lauch und Würstchen, alles zerschnitten. Darauf kommen wieder Erbsen usw., bis der Topf oben mit einer Lage Erbsen zugedeckt wird. Dies lasse im Ofen oder auf langsamem Feuer durchschmoren...“ – So empfiehlt Marcus Gabius Apicius, Zeitgenosse der römischen Kaiser Augustus und Tiberius, in seinem Kochbuch – dem ersten der Welt und Stammvater aller nachfolgenden. Das Schmoren im eigenen Saft war demnach also schon im „Goldenen Zeitalter“ bekannt, als Jesus von Nazareth noch auf Erden wandelte, das mächtige Rom die Welt regierte. Und dieser Welt jenes Behältnis schenkte, das bis in unsere Tage von allen Feinschmeckern hoch geehrt und gepriesen wird – den Römer-Topf? – Nein, leider nicht. Die Römer haben den Topf nur populär gemacht, erfunden aber haben ihn ganz andere, und zu einer Zeit, als von den Römern noch gar keine Rede war...

Bei den urzeitlichen Sammlern und Jägern hatte es sich eines Tages herumgesprochen, daß das Wildbret, in einen Mantel aus Ton gehüllt und in glühender Asche gegart, ungleich delikater ist als das auf herkömmliche Art über offenem Feuer verschmurgelte, ausgetrocknete und halb verkohlte. Das neue Rezept ging in Windeseile von Mund zu Mund, eine Generation verriet es der nächsten, der Jäger dem Hirten, der ihm menschheitsgeschichtlich nachfolgte. Der hatte nun zwar jederzeit Hammel und Lamm zur Hand, war nicht mehr wie sein Vorgänger auf das Jagdglück angewiesen. Doch fand auch er nicht sogleich und überall den richtigen Ton, um daraus eine Ummantelung für seinen Braten zu formen. So machte sich alsbald eine Erweiterung des mobilen Hausrats nötig: Tiegel wurden gebraucht. Und es entstand als eines der ersten aller Handwerke das Töpferhandwerk. Begabte Meister machten dieses Handwerk nach und nach zur Kunst, erweckten mit der Wärme ihrer Hände den kalten Ton zum Leben, schufen mit Liebe und Phantasie all jene schönen Dinge, die uns noch heute Freude bereiten. Einen solchen Meister, den anerkannt besten im Bulgarenland, lernten wir in Oreschak, unweit von Trojan, am Nordhang des Balkan kennen: Petyr Zankow. Die Werkstatt, in



Topf: Woher-Wohin?

ger Schweinchen. Was wohl wäre die bulgarische Küche ohne dieses freundliche Gerät, dem so köstliche Dinge entsteigen wie der Gjüvetsch, der bunte Gemüsetopf aus Fleisch, grünen Bohnen, Tomaten, Paprikaschoten, Erbsen, Auberginen, Zwiebeln, frischen Kräutern, köstlichen Gewürzen?
Worin aber liegt nun das Geheimnis dieses Tontopfes, der seinen Platz im feinsten Restaurant ebenso behauptet wie auf roh gezimmerten Bauerntischen? Es liegt in seiner Verschlossenheit. Außerordentlich sorgsam geht er mit dem um, was ihm anvertraut. Fürsorglich bewahrt er alle Vitamine, Nähr-, Geruchs- und Geschmacksstoffe. Nichts wird durch unnützes Kochwasser verwässert. Er läßt nichts überkochen und nichts anbrennen. Still brutzelt er vor sich hin. Und weil er auch zusätzlichem Fett abhold ist, ist der Alte aus Ton auch **der** Topf für die Diätküche, Freund aller, die gesund und schlank bleiben wollen. Ob das auch Lukullus, der römische Feldherr, ahnte, als er die ihm bereits bekannten Eisentöpfe verschmähte und seine berühmten Gastmähler in Römer-Töpfen zubereiten ließ? Wir wissen's nicht. Aber wir wissen leider etwas anderes: Daß sich der Römer-Topf in unseren Breiten außerordentlich rar gemacht hat, der Handel gibt nur noch selten einen Ton von sich. Dabei macht gerade er doch erst die rechte Musik in der Küche. Und mit wieviel mehr Freude würden wir in die Röhre gucken, wenn ein Römer „in" wäre!

Karin Kopp (Text)
Hannes Schreiber (Fotos)

der er seit sechzig Jahren arbeitet, ist zum Bersten angefüllt mit Bratpfannen und Tabakpfeifen, Hochzeitsgeschirren, Vasen, Tiegeln, Schalen, Tellern und Kannen. Neben der Gebrauchskeramik, die auf keinem bulgarischen Tisch fehlt, kleine Kunstwerke: originelle Tierplastiken, winzige menschliche Figürchen, bauchige Weinkruken mit antiken erotischen Darstellungen, Teufelskannen, aus denen sich nur laben kann, wer in die Geheimnisse der Trink-Technik eingeweiht ist. Und – hoch aufgetürmt wie zu einem Paradekissen – das „Erinnerungsgeschenk" der Ahnen: Römer-Töpfe – in Gestalt lustiger dickbauchi-

Illustration: Gerhard Lahr

Leonid Leonow

Der Vagabund

Leonid Leonow hat sich in seinen Erzählungen und Romanen sehr eindringlich den Konflikten bei der Durchsetzung einer neuen Gesellschaftsordnung auf dem Lande zugewandt. „Der Vagabund" aus dem Jahre 1928 fand in der Übersetzung von Thomas Reschke Eingang in eine zweibändige Anthologie „Russische Erzählungen aus sieben Jahrzehnten", die Karl Heinz Kasper für den Verlag Volk und Welt vorbereitet.

Der Tee erinnerte an Heuaufguß, und der Zucker schmeckte nach Petroleum. Tschadajew knallte die halbgeleerte Schale auf den Tisch; den Herbergslärm nahm er nur zerstreut wahr. Gegen Mittag hatte das Gewühl hier, wie immer an Marktsonntagen, zugenommen, doch Tschadajew umgab fade Stille. Plötzlich erhob er sich schwerfällig und tappte mit schlenkernden Armen zur Hintertür der Schankstube. Der Wirt, der den makellosen Ruf seines Etablissements sorgfältiger hütete als sein einziges Auge, ging ihm nach, aber sein Verdacht war unbegründet. Im grünlichen stinkigen Dämmer des Hofes, in den Licht nur durch Bretterfugen einfiel, schirrte der Zimmermieter seine Stute an. Das wohlig hindösende Tier trennte sich nur ungern von der fetten Futterkrippe, den Mieter ärgerte es nicht, er merkte es gar nicht. Doch hob er aus dem dreckigen Stroh einen Brotranft auf, den jemand verloren hatte, und starrte ihn lange an, ehe er ihn in den Quersack schob. Da trat der von Tschadajews Geheimnis enttäuschte Wirt aus seinem Versteck, und Tschadajew wurde verlegen.

„Zu Haus kommen mir die Hunde entgegen", sagte er leise wegen des Brotes.

„Hab ich dich gefragt, Mann, wer dir entgegenkommt?" antwortete der, zwinkerte mit seinem bösen spöttischen Auge und ging zurück in die Schankstube.

Tschadajew fuhr vom Hof.

Der Aprilmittag war durchwoben von brösligen Lerchentrillern. Flimmernd kräuselten sich die Pfützen, ein kaum hörbares Murmeln erfüllte die Welt. Es sickerte ins Herz, tränkte es mit süßer, fast berauschter Beschwingtheit, aber Tschadajew empfand seinen fünfundvierzigsten Lenz nur als das Randalieren verrückter Elemente. Unterm Kittel holte er den Brief der Frau hervor, um dessentwillen er vorzeitig und wider alle Vernunft die Kreisstadt verließ, und versuchte nochmals, den kratzigen Krakeln auf den Sinn zu kommen. „Mein teurer Eheliebster", las er schon eher aus dem Gedächtnis. „Ich sehne mich. Mein teurer Eheliebster, ich heule jeden Tag. Mein teurer Eheliebster, ich weiß nicht, wie ich die Zeit hinbringen soll. Mein teurer Eheliebster, wir feiern viel..."

Die Worte rauschten im Wind, narrten, peitschten Tschadajew mit hartem glücklichem Gelächter. Nicht minder stark schlug er auf das Pferd ein, und die Kufen zischten noch melancholischer in der ausgefahrenen Spur.

Sein Leben lang hatte ihn, aller Welt zum Neid, ein schon gewohntes Glück begleitet – Lohn für seine rastlosen Hände. Im Jahr vor seiner Einberufung hatte er die lustige Katerinka geehelicht, und nicht mal in seinem alten knarrenden Haus war ihre laute Jugend erloschen, und im Frühjahr verstummte das Starengeflöt vor den Fenstern nicht. Ausgestattet mit allem, um das Leben zu bewältigen, fehlte Tschadajew lediglich die Gabe des Lachens, allein, auch diese bittere Ungerechtigkeit des Schicksals schlug ihm zum Nutzen aus: Man fürchtete ihn. Der Krieg verschonte seinen Körper, der kräftig war und rotbraun wie die Kiefer in der Spätsonne; er kehrte heil und unversehrt zurück nach Hause. Doch auf einmal brachen wie eine Mäuseplage lauter kleine Sorgen über ihn herein. Ein volles Jahr plagte er sich herum mit ihnen, schuftete sich krank, aber immer neue Schwärme liefen zusammen und unternagten seinen berühmten Wohlstand. Während müßiger Tage hielt er erbittert innere Einkehr und fand keinen Grund für solche Zerrüttung. Erst jetzt, als er dem letzten Schicksalsschlag entgegenfuhr, fiel ihm ein Abenteuer aus dem Krieg ein. Obwohl keinen Mann eine Übeltat reut, die der Militärmantel zudeckt, fraß diese Erinnerung in ihm, zerlöcherte sein Wesen und war bereits durch nichts mehr auszubrennen. Damals, als der Krieg zu Ende ging und die Revolution die Freiheit brachte, hatte sein ruhmloses Regiment ein halbes Jahr unter der südlichen Sonne geschmort. Hier hatte sich Tschadajew mit einer Moldauerin eingelassen, aus dem Bauernstand wie er. Sie spendete ihm Wonnen wie seine Katerinka, hieß auch ebenso und grämte sich nach ihrem Mann, der ausgekämpft hatte und in Gefangenschaft saß. Tschadajews rastlose nördliche Natur fesselte sie, er verbrachte Tag und Nacht in ihrem Häuschen unter den Akazien, verschlang ihre Hühner, trank ihren Schnaps und verbreitete sich im Freundeskreis nicht selten über ihre heimlichen Reize. Was ihm vorübergehende Kurzweil bedeutete, war für sie wahre moldauische Liebe. Tschadajew verließ sie ohne Bedauern, und vor Tränen sah die Frau nicht, daß er samt ihrem kurzen Glück auch ihre Nähmaschine gen Norden mitnahm, in die er sich in einer Liebesstunde vernarrt hatte. Noch hatte Tschadajew nicht vergessen, wie er siebzehn scheußliche Tage auf der Bahn lag, sich im Typhusdelirium wälzte und den Raub zwischen den Knien festgeklammert hielt. Der war ihm mehr als Brot und Leben, weil er ihn seiner nördlichen Katerinka verehren wollte; mit ihr hatte er ja sein im Grunde phantastisches Glück gemacht. Abends, als das Vieh eingetrieben wurde, stieg er die Stufen zu seinem Vaterhaus hinan, schweißig vor Hunger und taumelnd unter der kostbaren Bürde, Katerinka brach in Tränen aus. Tschadajew blieb stehen und betrachtete die Heulende mit trüben Augen, und sein Bart loderte, als brächte er darin fremdes Blut aus dem Felde mit. Krankheit und Wiedergeburt enthüllten ihm seltsame Schätze, die bislang außerhalb seines ärmlichen Ameisenalltags gelegen hatten. Mit fast seherischen Augen schaute er um sich und entrichtete der schwirrenden Gnitze ebenso wie dem wachsenden Baum den Tribut einer unbäurischen Begeisterung; allein der Bauer bezwang in ihm den Menschen. Mit um so größerem Eifer brachte er über Winter die zerrüttete Wirtschaft wieder in Schwung, säuberte den Garten und stellte vor dem Haus so viele Stangen mit Starkästen auf, als wollte er das Glück selbst in seine bemoosten Wände locken. Die Stare blieben aus, die Apfelbäume zerfraß der Wurm, und samt dem Schnee verrann Katerinkas Heiterkeit. Nun hoffte er bestürzt auf Kinder, aber es gab keine Kinder, obwohl unruhige Geister fruchtbar zu sein pflegen. Katerinka wurde zappelig wie ein Falter am Badstubenfenster, rannte immer öfter aus dem Haus zu den Nachbarsfrauen und erschien älter als ihre Mutter. Einmal jedoch kehrte sie hell und verjüngt von der Heumahd zurück, war schweigsam und saß den Abend über am Fenster. Nachts, als alles bei Tschadajews schlief, Vieh und Dinge, lachte Katerinka im Traum. Tschadajew kletterte herab von seinem Ofen und beobachtete finster die Frau, die sich im trügerischen Mondlicht wälzte. Wie angestrengt er aber durch diesen winzigen Spalt von Katerinkas Geheimnis starrte, er konnte nichts erkennen in dieser Nacht. Ringsum war es still, draußen kein Lüftchen.

Gegen Morgen hörte der Regen auf,

heitere Tage brachen an, und das verlorene Lächeln kehrte zurück ins Haus. Sobald Katerinka mit ihren Gedanken allein war, trällerte sie ihre alten Mädchenweisen. Obschon ihre Stimme noch keine Weise zu Ende trillern konnte, freute den besorgten Mann diese Veränderung. Wieder wurde die Fülle heimisch in dem knarrenden Haus, und die Vögel lärmten im Gezweig, als würden sie dafür bezahlt. Tschadajew träumte vor sich hin wie ein Berg, den sanfte Winde in den Schlaf lullen, und erst der letzte Brief der Frau, dieser jähe Gluckser eines vagen Glücks, hatte ihn aus seiner ungewöhnlichen Versteinerung geweckt. In der Kreisstadt, wo er um die Tilgung seiner Steuerrückstände nachsuchen wollte, ließ er alles stehen und liegen und kehrte nun nach Hause zurück wie ins unvermeidliche Grab.

Der Kneipenwirt hatte richtig prophezeit – sogar die Hunde waren zu ihrer Hundehochzeit davongelaufen: niemand empfing den Hausherrn. Tschadajew band den Gaul am Flechtzaun fest und spähte angespannt in die schweigenden, vom Abendrot verhängten Fensterlöcher. Ein Eiszapfen am Vordach tropfte lästig. Tschadajew hieb ihn wütend mit der Peitsche runter und wartete wieder, doch die Frau war nicht da. Ein Junge, der in einer Tauwetterpfütze Schiffchen schwimmen ließ, rief ihm durch den Zaun zu, Katerinka sei bei dem Serjoga im Ausbau. Tschadajew fuhr zusammen und sah sich um: An einem Baum scheuerte sich, nach dem Hengst verlangend, die Stute des Nachbarn, und zwei Weiber am Brunnen weideten sich offen an seiner Bestürzung. Da marschierte er, wie er war, im Bauernrock und mit der Peitsche bewaffnet, hinauf zum Ausbau, und wieder stießen seine Hände nach vorn, als dürsteten sie nach einer Untat.

Als er die kleine Kirchensenke durchschritt, überlegte er dauernd, wieso Katerinka nur auf Serjoga hereingefallen war. Dieser Liederjan träumte von einer Umgestaltung der Bauernwirtschaft, damit in einem Gemeinschaftsgarten goldene Äpfel wüchsen; für diese Schrulle war er mit einem Posten im Bezirksexekutivkomitee gestraft. Er kampierte mit seinem verwitweten Bruder zusammen, und an Stangen rund um ihre Behausung waren kupferne Sowjetstrippen aufgehängt. An Winterabenden kam das junge Volk häufig zu ihm und bestaunte unter ehrfürchtigem Gähnen, wie er an einem selbstgebauten Kästchen Hebel bewegte und so die unglaublichsten Dinge aus aller Welt erhorchte.

Tschadajew näherte sich feixend dem Haus und schielte immerzu nach der lodernden Spätsonne, die in abendlichen Schatten ertrank. An der Vortreppe drängelten sich Weiber; feindselig traten sie vor Tschadajew auseinander, dessen glasiger Blick Schlimmeres androhte als die Peitsche, die er im Fäustling preßte. Keines der Weiber wagte sich ihm nach ins herbe Dunkel des Vorraums.

Zuerst flimmerte und tanzte es Tschadajew nur lila vor den Augen, doch sein Herz spürte bereits die schändliche Gegenwart Katerinkas. Die Stille dünkte ihn verhängnisvoll, er stapfte argwöhnisch von einem Fuß auf den andern und traute sich nicht gleich, so mitten in dieses Elend hineinzumarschieren. Seine Ahnung täuschte ihn nicht: In der Frühe, beim Holzfällen, war Serjoga von einem Baum getroffen worden, und nun lag er auf der Bank mitten in der Stube und starb. Das von Kissen angehobene Gesicht schimmerte in durchscheinendem Gelb, als spiegelte es eine große Wachskerze. Er lag reglos da, doch liefen geschäftige Ströme durch seinen Körper, und die Lippen hatten sich geöffnet in einem gierigen bitteren Lächeln. Um seine Qualen zu lindern, hatte man ihm einen Kopfhörer unters Ohr geschoben, und der allein lebte mit kaltem Funkeln in der düsteren Stube.

Tschadajew sah die Frau. Sie kniete da und schaute dem Liebhaber jammervoll ins Gesicht. Indem sie alle seine Bewegungen nachahmte, schien sie selber alles das zu hören, dem Serjoga ein letztes Mal zulächelte.

Es dauerte schon seit dem Morgen, dieses außergewöhnliche Tête-à-Tête, das selbst Tschadajew nicht zu stören wagte. Er räusperte sich, und Katerinka wandte sich um. Über ihr verheultes Gesicht glitt ein kalter Hauch, als sie die Peitsche in seiner Hand bemerkte. Von der Wärme der Hand belebt, wippte sie, und es kostete Tschadajew Mühe, ihre zornige Beweglichkeit zu bändigen. Mit gesenktem Blick trat er unbehindert ans Kopfende seines Nebenbuhlers.

„Jetzt hast du ausgehurt, Serjoga, was?“ fragte er bitter und trug ihm so die Versöhnung an, die jener nicht mehr brauchte. Serjoga bewegte sich und versuchte mit unsicherer zerschrammter Hand den Schafpelz über sich zu ziehn, der seine zerschmetterten Beine bedeckte. „Kalt? Solang du lebst, ist dir kalt. Wenn du stirbst, wird dir warm“, setzte Tschadajew ernst und wichtig hinzu; verwundert über die Kraft, die ihn an den Fleck bannte, half er Serjoga, den Pelz anders legen.

„Mach ihm nicht bange vorm Tod, er hat's schon im Leben nicht leicht“, warf Katerinka hin, und der neuerliche kalte Hauch, der von ihrem Gesicht wehte, ließ Tschadajew verstummen; dann sank sie furchtlos und wehklagend abermals auf den sterbenden Geliebten, als wäre sie mit ihm allein.

Serjoga schien eingeschlafen; der Kopfhörer rutschte unter seiner Backe hervor. Tschadajew griff ihn verstohlen und preßte ihn ans eigene Ohr. Darin summte dumpf die Leere. Erst als er mit allen Fasern seines Körpers hinhorchte, konnte er das dumpfe Wispern von Trompeten hören, gleichsam eingesponnen in lange und geschmeidige Seufzer. Die Musik klang fern und rätselhaft, wie durch hundert geschlossene Türen hindurch, doch noch klarer als jene aufreibende Nacht enthüllte sie ihm das Rätselhafte Katerinkas. Abergläubisch zog Tschadajew die Hand zurück und spähte scheu in die Ecken: Niemand beobachtete ihn. Und wieder horchte er rot und verschwitzt hinein in Serjogas unheimliche lockende Welt. Die Musik war abgerissen – eine nicht menschliche Stimme, schmeichelnd und zwingend, fragte Tschadajew nach den Kindern, die ihm das Schicksal trotz aller Bitten versagt hatte; nach den Pferden, seiner alten unersättlichen Leidenschaft, an die er nur zu denken brauchte, und schon überlief es ihn kalt; nach allem, was dem Menschen auf Erden das Liebste ist. Kopfschüttelnd, als wolle er die verhexte Nähe des Glücks bannen, stürzte er aus der Stube und prallte auf der Vortreppe gegen die Doktorin, nach der Serjogas Bruder mittags losgefahren war.

Katerinka wurde spätabends von den Frauen nach Hause gebracht. Tschadajew sah sie vom Ofen aus mit grämlich hängenden Armen dastehen und dann steif auf die Bank fallen. Hochrot vor Liebe und Demütigung kletterte er hinab und setzte sich neben sie. Katerinka starrte in steinerner Angst in das von Leidenschaft verzerrte Gesicht, auf Mißhandlungen jeder Art gefaßt. Da wagte er kaum zu atmen, beugte sich zu ihr und legte ihr den Arm um die Schultern.

„Du mein armes Luder“, murmelte er, und es quälte ihn, daß er keine anderen, besseren Worte fand.

Sie rutschte von ihm weg der Ecke zu. Als der rotdrahtige Bart des Mannes dann ihre Schläfe berührte, fuhr sie zur Seite und schrie auf, als hätte sie sich verbrannt. Der Schrei traf ihn, er trat mitten in der Stube von einem Bein aufs andere, und da er seine Verzeihung wieder nicht losgeworden war, schlug stickige Glut in ihm hoch. Schwankend ging er zum Ofen. Der, am letzten Abend nicht geheizt, war kalt, und die Kälte teilte seinem Schlummer wüste Traumfetzen mit. Außer solch Entsetzlichem wie einer Hinrichtung träumte er auch von seiner Moldauerin; sie rief und winkte dem gehenden Tschadajew nach, und ihren Händen enttönte ein lockendes, schneidendes Klingen. Gegen Morgen wurde es feucht, draußen fiel scheußlicher Naßschnee, Katerinka war nicht in der Stube. Tschadajew hockte ein Weilchen auf der Bank und horchte zum Keller hinab, wo etwas seufzte, dann ging er in den Garten, aber da war's noch ungemütlicher, er kehrte zurück ins Haus. Hier suchte ihn der Vorsitzende Sorokin auf mit einem Pfändungsbescheid wegen der Steuerrückstände.

Diesen kleinen iltisschlauen Mann hatte Tschadajew nie recht gemocht; dauernd hetzte und schnaufte der daher, quoll über vor Bosheit, als habe er eine ärgerliche Fron abzuleisten. Er legte Tschadajew den Bescheid auf den Tisch und forderte ihn auf zu quittieren.

„Gedrucktes kann ich lesen, aber schreiben habe ich nicht gelernt“, sagte Tschadajew schlicht.

„Mach ein Kreuz, daß du's gelesen hast, morgen pfänden wir“, knarrte Sorokin.

Ihre Blicke kreuzten sich, und beide wandten sich ab, als hätten sie einander bei einer Lüge ertappt.

„Ich sitze schön drin, Sorokin“, bekannte der Herr des Hauses dumpf und starrte dem Vorsitzenden auf die Joppe – wohl aus einer Pfändung stammend –, auf einen dünnen Siegellacktropfen. „Der Serjoga ist schließlich in mein Bett gestiegen!“

„Na und, was ist schon dabei?“ antwortete Sorokin kalt, ohne diese bittere Banalität auch nur mit einer kleinen Floskel zu beschönigen.

„Aber Katerinka ist doch mein Weib ... Elf Jahre habe ich sie hier geschleppt, hier!“ schrie Tschadajew und hieb sich die Faust ins Genick; sein Bart loderte dabei und plusterte sich wie ein brennender Strauch.

„Was ist schon dabei!“ erwiderte Sorokin noch unerschütterlicher und strich auf dem Papier die Eselsohren glatt.

„Ich habe sie geliebt“, knirschte Tschadajew schwach, um das Herz des Fiskusmenschen doch noch zu rühren.

Da stand Sorokin auf.

„Von drinsitzen redest du? Unverschämtes Glück hast du! Serjoga ist gestorben, heut morgen hat's ihn hingerafft. Jetzt laß sie tanzen und schranzen, deine Maruschka“, sagte er mit bösem, gelangweiltem Gesicht, wandte sich ab und trommelte mit den Fingern auf dem Fensterbrett.

Tschadajew saß da, tief über den Bescheid gebeugt; das Papier bebte unter seinem Atem. Als er die Nachricht von Serjoga hörte, war kurz ein wildes Frohlocken in ihm hochgeschossen, doch dann schwebte ihm vor, was kam, namentlich das Bild der vor Kummer irren Katerinka, und das dämpfte seine Feindschaft und Eifersucht auf die beiden. In seiner verwirrten Phantasie sah er das Papier wachsen, über den Tisch hinaus, sich bäumen, sich auf ihn wälzen, ihn ersticken... Da unterwarf er sich einem merkwürdigen Gelüst, knüllte das Papier, stopfte es in den Mund. Vor den Augen des erblassenden Vorsitzenden verschlang er die ekle Zwangsspeise. Als er sie hinunterhatte, gaffte er Sorokin mit verwüsteten Augen an, und der spiegelte sich winzig klein darin.

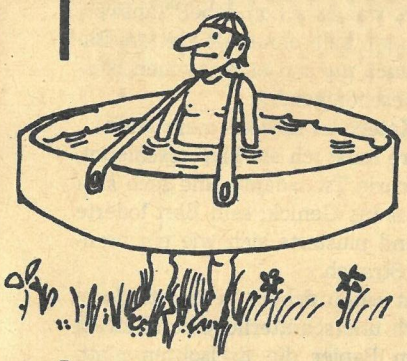
„Das verantwortest du!“ sagte er verdutzt und faßte sich erst allmählich; er knöpfte sich zu, setzte sehr umständlich die Mütze auf, als wolle er dem Sünder Zeit zum Bereuen lassen.

„Scharf bist du, aber auch die Sense wird stumpf am Stein“, rief ihm Tschadajew hinterher.

Als jener fort war, holte Tschadajew den Quersack hervor und packte; dabei zerwarf er eine Tasse, doch obschon er nicht zu eilen brauchte, ließ er die Scherben liegen. Er zog sich an und verließ das Haus über den Hof. Nichts hielt ihn mehr an diesem Grab seiner enttäuschten Hoffnungen. In seine trostlose Stimmung fiel Sonnenwärme, doch Tschadajew fror sowieso nicht, da er seine Wut in sich forttrug. Am Gartentor blieb er stehen und pfiff den Hunden, die am Brunnen saßen. Sie wedelten und schwänzelten herum, sie litten unter ihrer Hundeverlegenheit, blieben aber sitzen. Er rief sie beim Namen, klatschte sich bestürzt aufs Knie, doch der eine wandte ihm das Hinterteil zu, und der andere tat, als beäuge er einen Käfer, der schneeverblödet über den Brunnenkasten kroch. Da ging Tschadajew für immer.

Zuerst besuchte er die verwitwete Schwester im benachbarten Amtsbezirk und bat um Unterschlupf, sei's als

Fortsetzung auf Seite 42



S. Rodionow, P. Schutnik

Roboter-Service

Es war an einem Sonntag des Jahres 2001. Iwan Iwanowitsch erwachte ausgeruht. Er drückte auf einen Knopf unter seinem Kopfkissen, da erschien ein Roboter, der ihm den Bademantel brachte, das Radio einschaltete und zwei Hanteln für den Frühsport überreichte.

Nach der Morgengymnastik drückte Wanja erneut auf den Knopf. Darauf begann der Roboter mit weichen, elastischen Händen seinen Rücken zu massieren. Anschließend begab sich Iwan in das im Nebenraum installierte Sauna-Bad, wo der Roboter zuvor bereits die elektrische Beheizung eingeschaltet hatte, um das Bad in einen dampfenden Schwitzkasten zu verwandeln. Wohlgelaunt lag Wanja schwitzend auf der heißen Pritsche, während ihm der Roboter mit einem Birkenrutenbündel den Rücken bearbeitete und danach einige Eimer kalten Wassers über den erhitzten Körper goß.

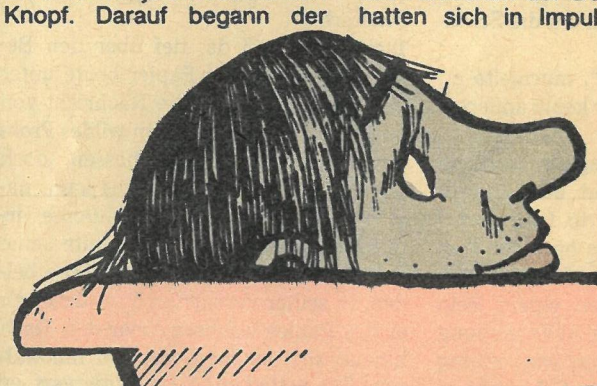
Zum Abschluß dieser Prozedur ging es unter die Dusche. Die akustischen Signale – das Rauschen der Dusche – hatten sich in Impulse verwandelt, die im Roboter das Frühstückssystem einschalteten. Nach dem Frühstück unternahm Iwan einen ausgedehnten Spaziergang, speiste mittags im Restaurant, besuchte einige Freunde, sah sich auf dem Sportplatz ein Fußballspiel an und kehrte erst spät am Abend heim, wo der Roboter für ihn schon das Abendbrot serviert hatte. Wanja ließ nun den programmierten Hausgeist ein Fernsehprogramm auswählen. Im 31. Programm zeigte man die Europameisterschaften im Stäbchenspiel, anschließend einen zwölfteiligen Krimi. Bevor sich Iwan zur Ruhe begab, hatte der Roboter auf Knopfdruck den Abendbrottisch abgeräumt, das Geschirr gespült und noch einmal das Saunabad beheizt, wo sich wiederum die gleiche Prozedur wie am Morgen wiederholte. Der Roboter verrichtete seine Arbeit nach dem vorgesehenen Programm. Es war ein Uhr nachts, als Wanja zu Bett gebracht wurde. „Und nun muß ich selbst noch ein Bad nehmen und die Sauna säubern", seufzte Iwans Frau und schlüpfte aus ihrer Roboterhülle.

Aus dem Russischen von F. Pietzonka

Rückfällig

Ein Lebewesen uns'rer Fauna,
und zwar der Mensch,
schwört auf die S a u n a ,
um sich an allen Körperstrecken
gehörig einmal abzuspecken. –
Dann sieht man ihn,
nach tollem Schwitzen,
doch wieder im Café-Haus sitzen.

Günter Gregor



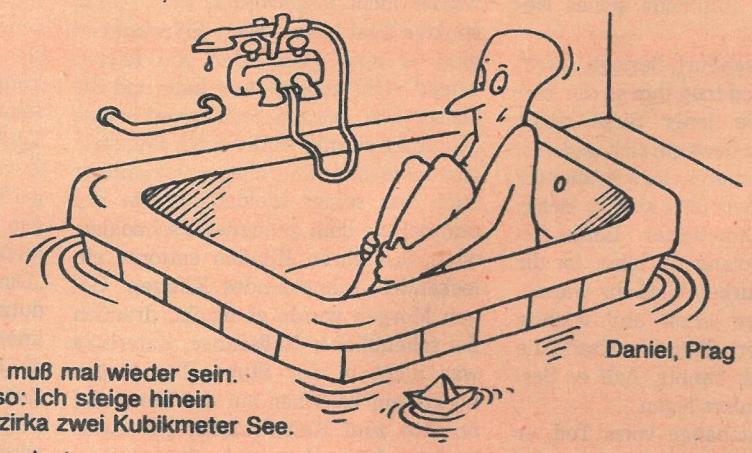
Herr Meier steigt voll Zuversicht
froh in die Badewanne
und hofft, daß er damit die Gicht
in seiner Wade banne.

Verfasser unbekannt

Lebt eine Frau von der Schönheit,
so wird sie einen Schwarm von Knaben,
wenn sie ins Bad gegangen,
stets vor der Türe haben.

Anonymes Epigramm

Der Akzent des Gewandes ist dort, wo es nicht ist. Polgar



Daniel, Prag

Es muß mal wieder sein.
Also: Ich steige hinein
In zirka zwei Kubikmeter See.

Ringelnatz

Radev, Sofia

**Immer tadelt er was. Als er im Bade saß,
Fand er's ein wenig zu naß. Joh. Chr. Fr. Haug**

Welche Pracht
und Schönheit
ist nicht
überall in der
physischen
Natur und
wieviel
Elend und
Jammer in der
moralischen!

Karamsin

Jungbrunnens Zauberkraft
ist nicht bloß Sage:
Jugendfrische gibt das Bad,
zaubernd alle Tage.

Alter Badestubenspruch

Nekrassow, Moskau

Steger,

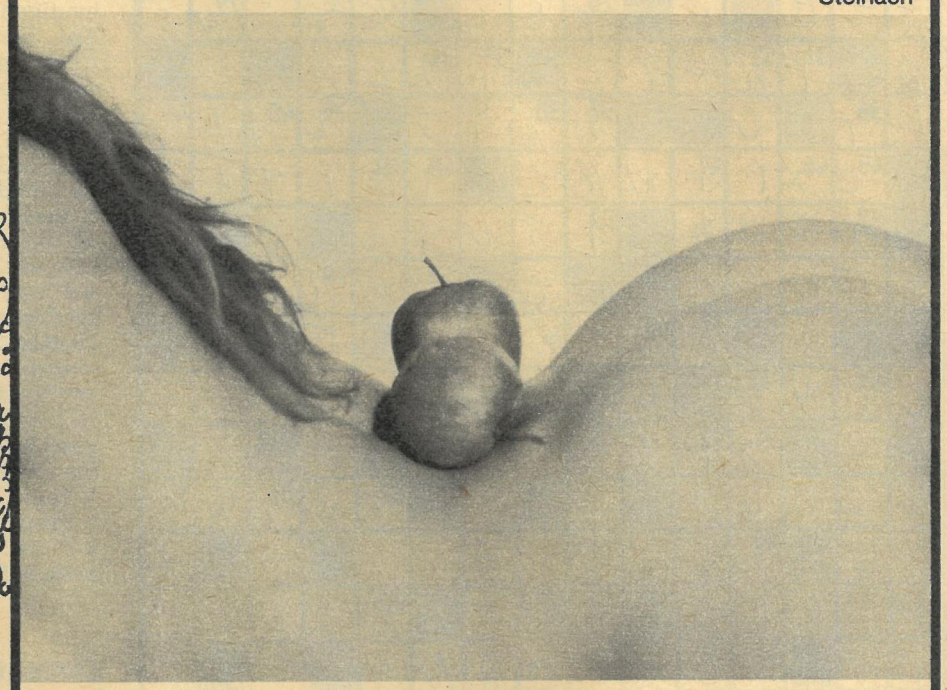
Im Jahreswechselbad schwitzten Karin Kopp

Stattliche Badehausmeisterin, willst du in Flammen mich baden? Vor dem Ausziehen schon spüre

Mit Zurückhaltung muß man vorschreiten, wo tiefer Grund zu fürchten ist. Gracian

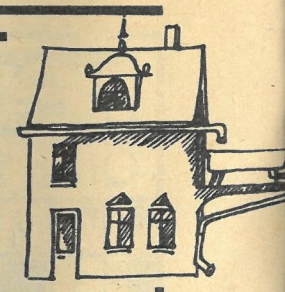
Urteilt man über Frauen, so muß man sie vom Scheitel bis zur Sohle betrachten, ungefähr so, wie man einen Fisch zwischen Kopf und Schwanz abschätzt.

La Bruyère



Steinach

Bad, Wein und Weib erquicken den Leib.



Kreist der Tee in nackter Runde,
heiß und stark, auch süß und mild,
fließt der Scherz aus Weibermunde
und macht sanfte Männer wild.

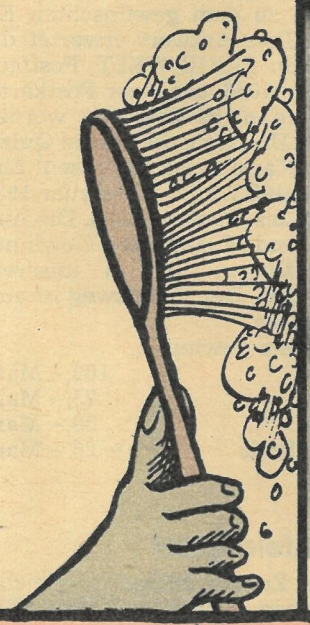
Wildgewordne Männer fehlen
auf dem Bild. Ach, Phantasie…
Eines kann ich nicht verhehlen:
Leider, Freunde, fehlen sie.

Schwitzen fluchend in der Sauna,
auch aus Gründen der Moral.
Nur, geschätzte Göttin Fauna –
Nacktheit ist doch nicht fatal!

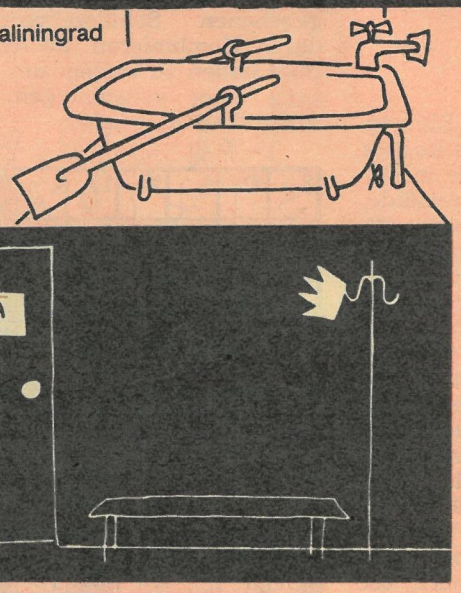
Schlage vor, die holden Frauen
gehn mit einer Tasse Tee
unbefangen, voll Vertrauen,
zehn Minuten durch den Schnee.

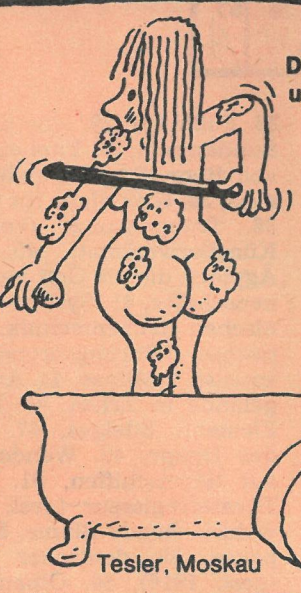
Dort, wo ihre Männer sitzen,
wär für sie der beste Platz.
Könnten doch gemeinsam schwitzen:
Tee-à-tête für Schatz an Schatz…

Gerd W. Heyse



Chrappa, Kaliningrad



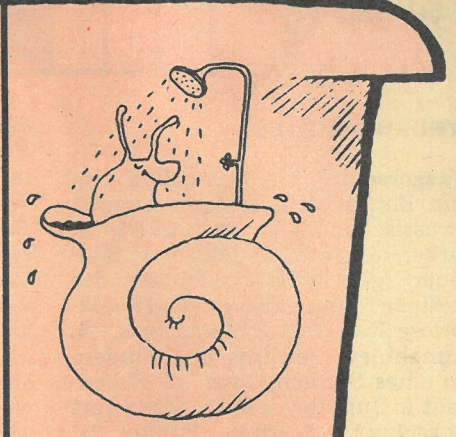


Kopelnizky, Tschernowzy

Die Sauna ist eine Spinnstube unter Dampf.

M. Hinrich

Tesler, Moskau



Badesolo, der „Sauber-macht-lustig"-Schneck von Bach

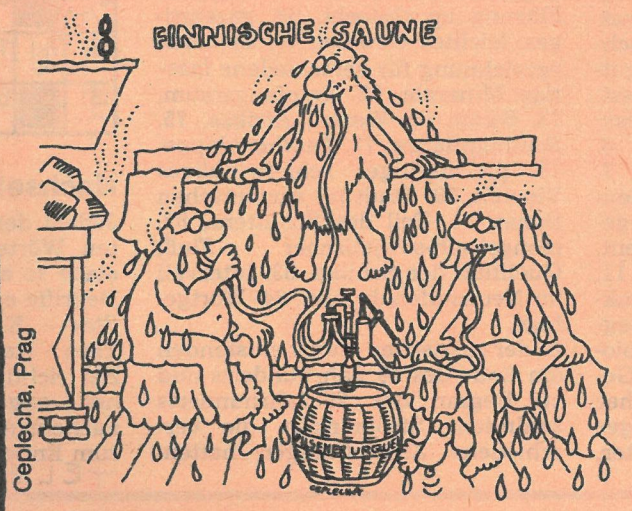
Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur. Lessing

2

Wochenspruch

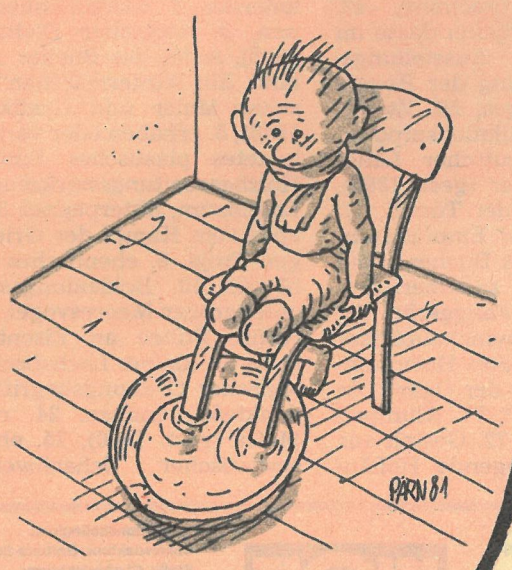
**Wie des Dampfes Säule webt,
Schwinden alle Erdengrößen.**

Schiller



Ceplecha, Prag

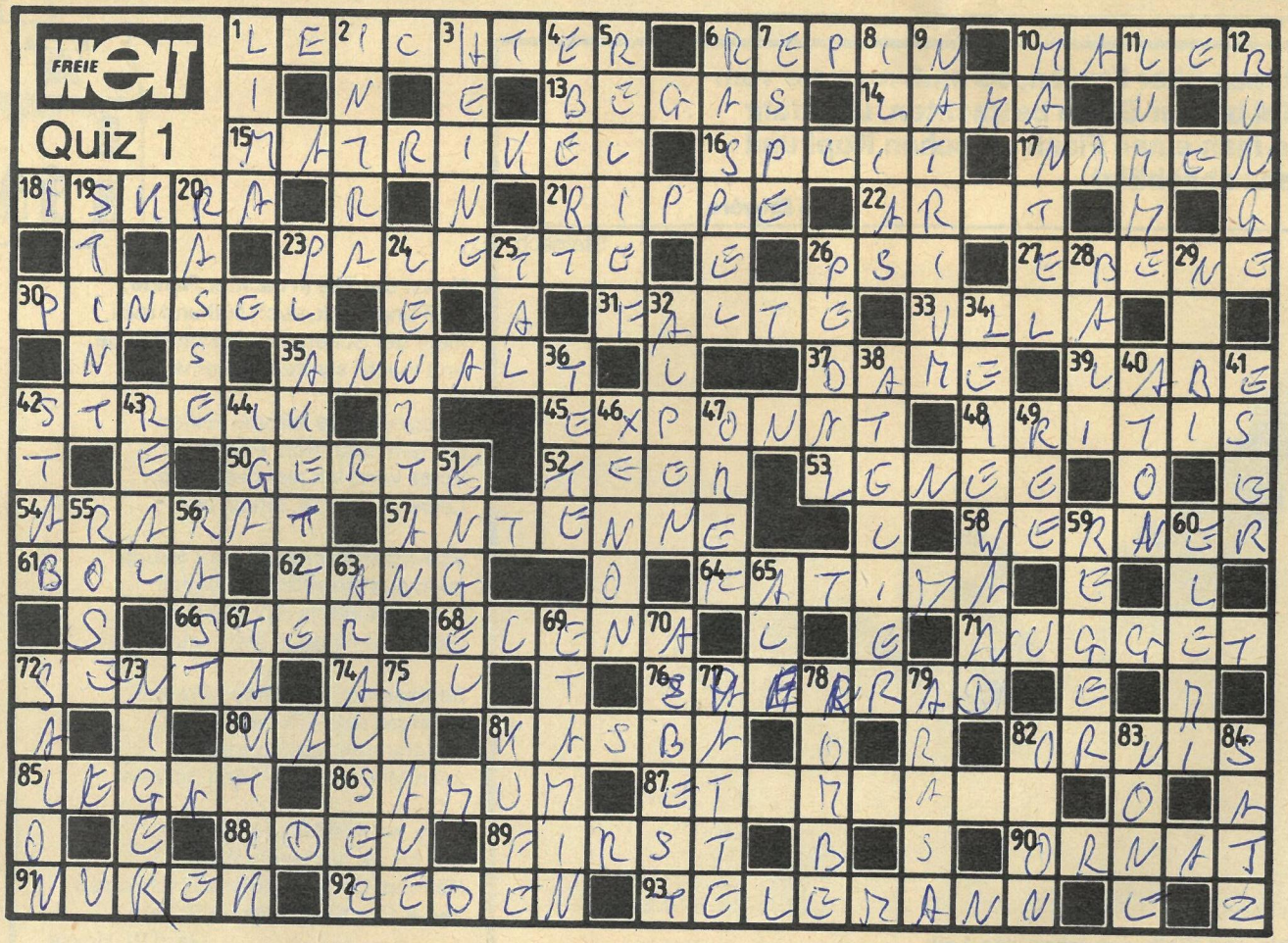
Neue Bäder heilen gut. **Lichtenberg**



PÄRN, Tallin

Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik).

ich lodern den Brand. griechisch Jedes Bad ist leibliche Wiedergeburt. Demokrit



10	2	20		48	66	80	33	76	84	93	58	63
M	I	R	■	I	S	K	U	S	S	T	W	A

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Wasserfahrzeug zum Entfrachten größerer Schiffe, 6. russischer Maler (gest. 1930), 10. Farbenkünstler, 13. deutscher Bildhauer (gest. 1911), Schöpfer des Berliner Neptun-Brunnens, 14. hökkerlose Kamelart Südamerikas, 15. Aufnahmeverzeichnis der Studenten eines Studienjahres, 16. Hafenstadt in Jugoslawien, 17. Nennwort (Sprachw.), 18. russ.: Funke, 21. Teil des Skeletts, 22. altgriechischer Dichter, 23. Kunstmalergerät, 26. griechischer Buchstabe, 27. Flachland, 30. Utensil des Malers, 31. Stoffknick, 33. Frauenname (Kurzf.), 35. Berater und Vertreter in Rechtsangelegenheiten, 37. Brettspiel, 39. Erfrischung, 42. Kampfmittel der Arbeiterklasse im Kapitalismus, 45. Ausstellungsstück, 48. Entzündung der Regenbogenhaut des Auges, 50. Zweiglein, Rute, 52. Destillationsprodukt der Kohle, 53. deutscher Landschaftsgartengestalter (gest. 1866), 54. Berg im Osten der Türkei, 57. Teil der Sende- und Empfangsanlage, 58. Autorin des Buches „Sonjas Rapport", 61. südamerikanisches Wurf- und Fanggerät, 62. Meeresalge, 64. Provinzhauptstadt in Mittelitalien, 66. altes Holzraummaß, 68. Gestalt aus der Oper „Die sizilianische Vesper", 71. Klumpen gediegenen Goldes, 72. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 74. Kosmos, 76. technische Vorrichtung, die die Bewegung nur in eine Richtung freigibt, z. B. an Winden, 80. in der DDR geförderter Bodenschatz (Kurzw.), 81. Hauptheiligtum des Islams in Mekka, 82. Vogelwelt einer Landschaft, 85. Vermächtnis, 86. heißer Wüstenwind, 87. im Altertum Landschaft in Mittelitalien, 88. Monatsmitte im altrömischen Kalender, 89. oberste waagerecht verlaufende Schnittlinie von Dachflächen, 90. Amtstracht, 91. Stadt in der Tadshikischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 92. niederländischer Dichter (gest. 1932), 93. deutscher Komponist (gest. 1767).

Senkrecht: 1. Hauptstadt in Südamerika, 2. latein.: innerhalb, innen, 3. deutscher Dichter (gest. 1856), Autor des Buches „Deutschland. Ein Wintermärchen", 4. deutscher Maler und Grafiker (gest. 1976), 5. erhaben oder vertieft gearbeitetes plastisches Bildwerk, 6. Holzbearbeitungswerkzeug, 7. Laubbaum, Zitterpappel, 8. Heldenepos vom Kampf der Griechen gegen Troja, 9. chemisches Element, Metall, 10. Bekleidungsstück, 11. entengroßer Meeresvogel, 12. senkrechte Stütze an Eisenbahnwaggons, 19. kleiner Lachsfisch, 20. biologischer Ordnungsbegriff, 23. Gedenktafel, -münze, 24. russischer Maler (gest. 1900), 25. ehemaliger sowjetischer Schachweltmeister, 26. Fußhebel, 28. eine der Kleinen Sundainseln, 29. Titel eines Buches von Renn, 32. Hochgebirge in Europa, 34. Grundlage für Ölgemälde, 36. Truppenspitze (veraltet), 38. Künstlerwerkstatt, 40. im alten Ägypten die als Gott verehrte Sonnenscheibe, 41. System der elektronischen Rechentechnik, 42. militärisches Führungsorgan, 43. alte spanische Münze, 44. Ausstellungsgelände in Erfurt, 46. chemisches Element, Edelgas, 47. Nebenfluß des Dnepr, 49. Wendekommando auf Segelschiffen, 51. Film- und Theaterregisseur (gest. 1966), 55. wohlriechende Blume, 56. Wanderpause, 59. deutscher Komponist (gest. 1916), 60. Ölbaumharz, 63. Gewässer in der Sowjetunion, 65. englische Biersorte, 67. Truppenführung im Gefecht, 69. gazeartiges, leichtes Gewebe, 70. Sammelbezeichnung für verschiedene faserige Minerale, 72. Empfangsraum, 73. Strom im Westen Afrikas, 75. Schlingpflanze, 77. Taschenklappe, 78. gleichseitiges schiefwinkliges Viereck, 79. Stadt im rumänischen Banat, 81. Teil des Schlittens, 82. mongolisch-sowjetischer Fluß, Quellfluß der Schilka, 83. Intervall im Neunstufenabstand, 84. Wortgefüge.

In der russischen Kunst entstanden am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zahlreiche Strömungen, die verschiedene Zielrichtungen hatten. Sie zeigten sich in einer Vielzahl von Gruppierungen.

Den Namen einer Gruppe, die um 1900 besonderen Einfluß auf den Gebieten von Grafik, Buchillustration und Bühnenbildgestaltung hatte und deren bedeutendste Vertreter Benois, Samow und Bakst waren, ergibt die Lösung unseres heutigen Quiz.

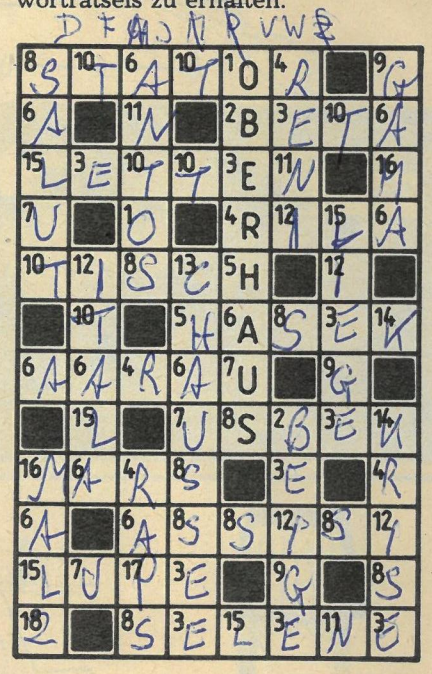
Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 1 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 1. Februar 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 4/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Zahlenfeldrätsel

Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben. Ausgehend vom vorgegebenen Schlüsselwort sind durch Kombinieren die fehlenden Buchstaben zu finden, um die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels zu erhalten.



Nachsetzrätsel

Jedem der nachfolgend aufgeführten Wörter ist jeweils ein Buchstabe so anzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Star – Karat – Riege – Raab – Taro – Iser – Spur – Karre – Rolle.

Bei richtiger Lösung ergeben die neu angefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – ein Gerät zum Entfernungsmessen.

TELEMETER

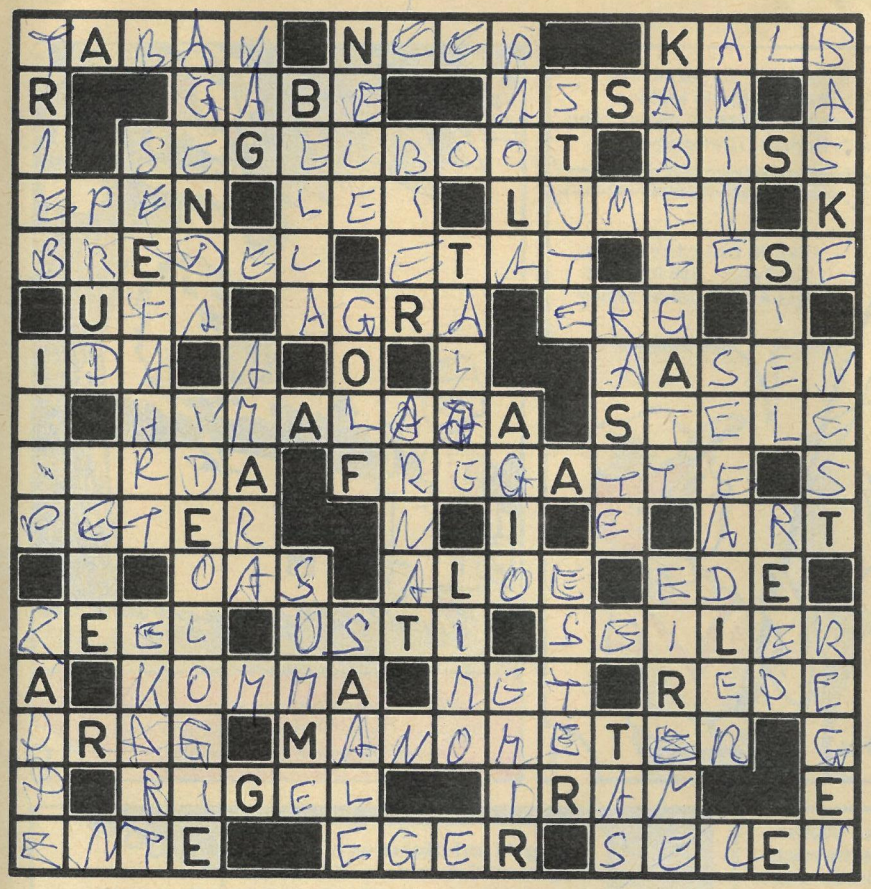
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

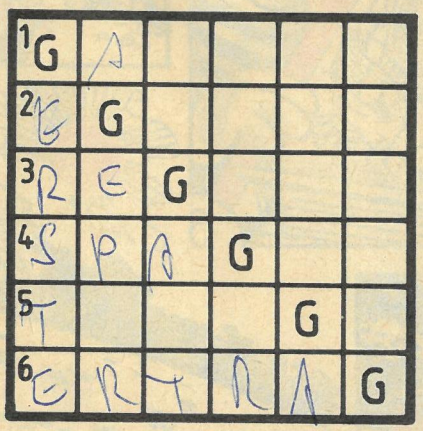
1. norwegischer Dichter und Sprachforscher (gest. 1896), 2. Niederschlag, 3. Betrug, 4. Vortrag, Referat, 5. Schiffsraum für Tauwerk (seem.), 6. alte Moskauer Geschäftsstraße, 7. SI-Einheit des Lichtstroms, 8. dickfleischiges afrikanisches Liliengewächs, 9. weibliches Haustier, 10. Wasserfahrzeug, das mit der Kraft des Windes angetrieben wird, 11. Satzzeichen, 12. Vogelbau, 13. Sucht, Manie, 14. aufrecht stehende Grabtafel, 15. System klassenbedingter gesellschaftlicher Anschauungen, Ideen und Begriffe, 16. Amtstracht, 17. Stadt in Nordungarn, 18. eine Gruppe organischer Verbindungen, 19. mohammedanischer Fürstentitel, 20. Gerät zum Druckmessen, 21. Autor des Romans „Pharao", 22. Gestalt aus dem Märchen „Die Schneekönigin", 23. Bittermittel, 24. Abkürzung für die Organisation amerikanischer Staaten, 25. Schiffstransport oder -reise, 26. organische chemische Verbindung, 27. Freundin Till Eulenspiegels, 28. alte Einheit der Energie und Arbeit, 29. Kursunterschied im Bankwesen, 30. kleineres Kriegsschiff, 31. Falschmeldung, 32. kleine Deichschleuse, 33. Staatshaushalt, 34. Laubbaum, 35. Hochgebirge zwischen Zentral- und Südasien, 36. Schlagersängerin aus der Schweiz, 37. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 38. Nebenfluß der Elbe, 39. Handwerker, Schnurmacher, 40. unter Schutz stehender Greifvogel, 41. alkoholhaltiges Getränk, 42. Weinernte, 43. Geschenk, 44. italienischer und spanischer Frauenname, 45. Schriftsteller (gest. 1964), Autor der Romantrilogie „Verwandte und Bekannte", 46. Männername, 47. alter nordischer Mehrpaartanz, 48. Schiefer, Fels, 49. Stern im Sternbild Orion, 50. Merkbuch, Schreibtafel, 51. Abstellvorrichtung, 52. DDR-Landwirtschaftsausstellung, 53. Hauptstadt in Europa, 54. schwarzes Pferd, 55. mit dem Bestimmen der augenblicklichen Schiffsposition Beauftragter, 56. Stadt in der ČSSR (a. d. Elbe), 57. Gestalt aus „Kabale und Liebe", 58. alkoholfreies Erfrischungsgetränk (Kurzw.), 59. chemisches Element, Nichtmetall, 60. Friedensgöttin (griech. Mythol.), 61. Flaschenzug (seem.), 62. Gattungsbegriff, 63. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 64. Musizierstil der Afroamerikaner in den USA (Kurzw.), 65. Staat im Nordosten Indiens, 66. US-amerikanischer Schauspieler (gest. 1986), der in der DDR lebte, 67. islamischer Staat, 68. Angehöriger eines Volkes in den Westpyrenäen, 69. erzählende Versdichtung (Mz.), 70. Geldbetrag, 71. Honiggetränk, 72. größere Meeresbucht, 73. Küstenfluß in Sibirien, 74. einmaliger Zugriff mit den Zähnen (ß=ss), 75. Aufgeld, Aufschlag, 76. Stadt im Norden Nigerias (am Gagare).

Schach

I. Weltcup 1988/89
KATALANISCH, A. Beljawski (UdSSR) – A. Karpow (UdSSR), Brüssel '88: **1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. g3 d5 4. Lg2 Le7 5. Sf3 0-0 6. 0-0 dc 7. Dc2 a6 8. D:c4 b5 9. Dc2 Lb7 10. Ld2 Sc6 11. e3 Sb4 12. L:b4 L:b4 13. a3 Ld6 14. Sbd2 Tc8 15. b4 a5 16. e4 Le7 17. Tab1 ab 18. ab Ta8 19. Tfe1 Ta4 20. Dc3 Da8 21. Se5 Td8 22. D:c7 Kf8 23. d5 Db8** (hier sollte die Dame nach a7 gehen) **24. D:b8 T:b8 25. Sb3 L:b4 26. Tec1 ed 27. ed La3 28. Td1 Ld6 29. Sc6 L:c6 30. dc Se8 31. Sd4 b4 32. Sf5 Lc5 33. Td7 Ta7 34. Tb7 Td8 35. Tc1 Ta5 36. Lh3! g6 37. Sh6 Sd6 38. S:f7! S:f7 39. c7 Te8 40. Dc8 T:c8 41. L:c8 Sd6 42. Tb8 Ke7 43. Te1+ Kf6 44. Le6 Ta3 45. Kg2 Ta7 46. Ld5 Sf5 47. Te6+ Kg7 48. Tc6 Le7 49. h4 Ta5 50. Lc4 Ta7 51. h5 Sd6 52. hg hg 53. T:b4 Ta1 54. Ld3 g5 55. Td4 Sf7 56. Td7 Te1 57. Lc4 Kf8 58. L:f7 K:f7 59. Kf3 Ke8 60. Ta7 Schwarz gab auf.**

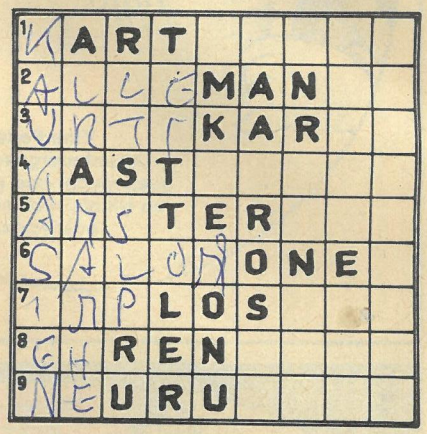
Füllrätsel

Waagerecht sind Lösungswörter folgender Bedeutung einzusetzen:
1. männlicher Schwimmvogel, 2. Titel eines Dramas von Goethe, 3. Teil der Kraftfahrzeug-Elektrik, 4. Beinspreizübung, 5. Insel vor der Nordküste Südamerikas, 6. Ergebnis der landwirtschaftlichen Produktion.
Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern – von oben nach unten gelesen – eine Getreideart.



Vom Kern zum Wort

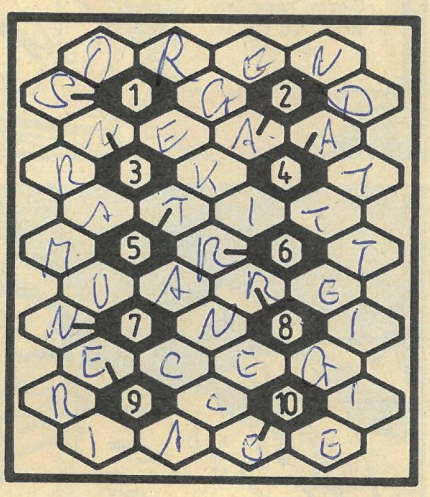
1. Metallhülse mit Treibladung beim Artilleriegeschoß, 2. alter deutscher Tanz, 3. Nesselfieber, Nesselsucht (Med.), 4. Landschaft in Mittelspanien, 5. Hauptstadt in Europa, 6. Inselgruppe im südwestlichen Teil des Stillen Ozeans (Melanesien), 7. Zerstörung eines luftleeren Gefäßes durch den äußeren Luftdruck, 8. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1967), u. a. „Die neunte Woge", 9. Stadt im Bezirk Potsdam.
Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter – von oben nach unten gelesen – ein Gebiet der UdSSR zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer.



Wabenrätsel

Die gesuchten Lösungswörter beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:

1. Befürchtungen, Bekümmernisse, 2. Merkbuch, Schreibtafel, 3. zuckerhaltige Pflanzenabsonderung, 4. Landschaft in Mittelgriechenland, 5. seelische Erschütterung (Psychol.), 6. Stand im Mittelalter (niederer Adel), 7. feiner Unterschied oder Übergang, 8. alte Kettentanzform, 9. mit Creme gefülltes Gebäck, 10. Gedichtform, Klagelied.



Auflösungen aus Heft 27/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Farad (8), Irak (42), Kola (21), Etats (77), Gasol (53), Sumer (64), Isar (47), Note (16), Rosa (3), Puffer (71), Ressel (65), Gemse (44), Trab (32), Traktat (5), Knete (79), Eder (19), USA (67), Rispe (26), Emitter (55), UNESCO (61), Betrug (80), Katalog (50), Kasse (69), Uke (24), Ekel (12), April (38), Geranie (40), Rate (13), Sahel (59), Lakune (75), Mittag (82), Ufer (56), Oser (6), Rose (36), Tatze (17), Musik (73), Stele (29), Adam (22), Mast (48), Larve (9).

Senkrecht: Faser (76), Remis (33), Ate (81), Darre (7), Isis (51), Aga (27), Karpfen (30), Konfetti (10), Olof (39), Ader (46), Saum (2), Tera (62), Olga (54), Eire (14), Sake (58), Etui (41), Skat (23), Reserven (35), Breege (83), Adressat (20), Trecker (60), Erreger (45), Strak (31), Lunker (70), Moa (37), Ebo (74), Tula (1), Lege (66), Spektrum (15), Kalk (78), Lien (52), Isegrim (25), Elle (18), Anis (57), Haus (49), Artel (11), Unter (34), Eleve (72), Mofa (4), Tema (63), Fest (43), Oka (28), Ala (68).

Magisches Quadrat: 1. Artel, 2. Raabe, 3. Talon, 4. Eboli, 5. Lenin.

Um die Ecke gedacht: Schnellzug.

Wörter in Kreisen: 1. Trent, 2. Ralle, 3. Allee, 4. Neman, 5. Elam, 6. Palas, 7. Ramie, 8. Imam, 9. Mappe, 10. Geier, 11. Eimer, 12. Merle.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Eine Ferien-Abenteuergeschichte, ausgedacht und gezeichnet von Nikolai Schtscherbakow aus Moskau.

Schau, Petja, ich hab's dir aufgezeichnet: Hier auf der Lichtung steht ein kräftiger Ahornbaum, von dem aus gehst du genau zehn Schritte nach Norden. Dort grabe!

Und du bist ganz sicher, Großvater, daß ich dort viele Angelwürmer finde?

10

1

Chljup beobachtet vom Baum aus den Jungen. „Karte, Kompaß, Spaten? Natürlich? Er sucht einen Schatz!"

2

Sicher wurde er vor sehr langer Zeit einmal von Piraten vergraben. Ich schwöre dir, der Junge sucht nach einem Schatz!

Ein Schatz? Davon habe ich noch nie etwas gehört!

3

Fette Tauwürmer. Wetten, daß sich die Fische nach diesen Leckerbissen drängeln? Ich freu' mich schon auf die Fischsoljanka.

4

Er geht fort. Sicher wird er morgen mit Schwester und Großvater wiederkommen.

...und nichts mehr vorfinden. Denn in der Nacht heben w i r den Schatz!

5

Die ganze Wiese haben wir aufgebuddelt, gefunden aber nichts...

6

Das sind ja Pflanzlöcher! Woher wußtet ihr, daß ich hier eine Schonung anlegen will? Holt die Setzlinge!

7

8

Ha, ha, Piraten! Ha, ha, Schätze! Hol mir lieber eine gute Salbe, damit ich meine schmerzenden Füße einreiben kann. Mein Rücken ist krumm von der Buddelei.

9

Wie ein Reicher sein Hab und Gut verlor

Ein armer Bursche blieb ohne Vater und Mutter auf der Welt zurück. Das Vermögen, das er von ihnen geerbt hatte, verteilte er an die Einwohner seines Auls[1]), nur sechs Schafe behielt er für sich.

Als er die Schafe auf die Weide trieb, begegnete ihm ein Fremder. Der Fremde bat den Burschen: „Bitte, überlaß mir deine Schafe!“ Der Bursche überließ ihm seine Schafe und wollte sich auf den Heimweg machen, doch der Fremde hielt ihn zurück: „Warte!“ rief er, „ich will dir für deine Gutherzigkeit einen Rat geben. Da dir nun nichts mehr geblieben ist, mußt du dir ein treues Eheweib suchen, dann wirst du herrlich und in Freuden leben. Begib dich also auf Freiersfüße! Im Nachbaraul habe ich ein passendes Mädchen für dich gesehen!“

„Sollte solch eine Blume einen armen Wicht wie mich zum Manne nehmen?“ gab der Bursche zu bedenken.

„Das soll nicht deine Sorge sein“, erwiderte der Fremde, „mach dich nur auf den Weg und wirb um sie.“

Der Bursche begab sich also in den Nachbaraul, warb um jenes Mädchen, und sie wurde wirklich seine Frau. Er brachte sie in sein Haus, in dem es nichts weiter gab, als kahle, nackte Wände. Da nahm sein junges Eheweib ihr goldenes Käppchen von ihrem Haupt und sprach: „Geh, verkauf es und erwirb uns eine Kuh.“

„Ich schäme mich vor den Menschen, sie werden mich verhöhnen: Gerade erst hat er geheiratet, und schon läuft er auf den Basar und hält das Käppchen seiner Liebsten feil!“ Die junge Frau aber beharrte auf ihrer Bitte. So begab sich denn der Jüngling auf den Basar, verkaufte das goldene Käppchen und erwarb eine Kuh. Wie er nun die Kuh nach Hause trieb, begegnete er wieder einem Fremden, und dieser forderte ihn auf: „Laß uns tauschen! Du gibst mir deine Kuh, und ich gebe dir dafür meine neue Burka[2]).“

„Abgemacht“, willigte der junge Ehemann ein. Er gab dem Fremden die Kuh, nahm dessen Burka und machte sich auf den Heimweg. Da traf er zum dritten Male einen Mann, dessen Namen er nicht kannte und dessen Gesicht er noch nie zuvor gesehen hatte. „Komm“, rief der Unbekannte, „ich gebe dir meinen Fes[3]) und du gibst mir deine Burka!“ So geschah es auch diesmal.

Der junge Ehemann setzte sich den Fes auf und wanderte weiter. Er lief und lief und gelangte endlich an einen Fluß. Und da die Sonne gar zu heiß brannte, beschloß der Jüngling, sich in dem klaren, kalten Wasser des Flusses zu erfrischen. Er legte seine Kleider ab, legte den Fes auf einen Stein und stieg in den Fluß. Plötzlich aber erhob sich ein starker Wind, ergriff den Fes und trug ihn auf Nimmerwiedersehen davon. Niedergeschlagen und traurig entschloß sich der Bursche, endlich zu seiner jungen Frau heimzukehren.

Da kam er an dem Haus eines Reichen vorbei. Dieser ruhte im Schatten eines Baumes und rief ihm zu: „Was läßt du den Kopf hängen? Komm in mein Haus und sei mein Gast!“

Der Bursche nahm die Einladung an und erzählte sein Mißgeschick. Wie er alles, was er von seinen Eltern erbte, an die Menschen seines Auls verteilt hatte, wie er ein gutes Mädchen gefreit, wie dieses ihm vorschlug, ihr goldenes Käppchen zu verkaufen, wie er für das Geld eine Kuh erworben hatte, wie er die Kuh gegen eine Burka eingetauscht und die Burka gegen einen Fes und wie der Wind den Fes davongetragen.

„Was wird denn nun deine Frau dazu sagen? Wahrscheinlich wird sie dich tüchtig verprügeln?“ sagte der Reiche.

„Nein, sie wird mich ganz gewiß nicht schlagen“, gab der Jüngling zur Antwort.

Da rief der Reiche zwei Zeugen herbei und sprach in deren Gegenwart: „Wenn es so geschieht, wie dieser dort behauptet, und sein Weib ihn nicht verprügelt für das, was er angestellt hat, verlasse ich Weib und Haus und überlasse den beiden meinen ganzen Reichtum. Sollte ihn jedoch seine Frau tüchtig durchwalken, so werden dieser Bursche da und sein Weib bis ans Ende ihrer Tage ohne Lohn für mich arbeiten!“

Der Jüngling nahm die Bedingungen an, und zu viert machten sie sich auf den Weg.

An der Hütte des Burschen angelangt, empfing ihn dessen junge Frau voller Freude. Er faßte sich ein Herz und begann zu berichten, was ihm widerfahren war: „Ich habe dein Käppchen verkauft und dafür eine Kuh erstanden.“

„Das ist sehr gut“, freute sich seine Frau.

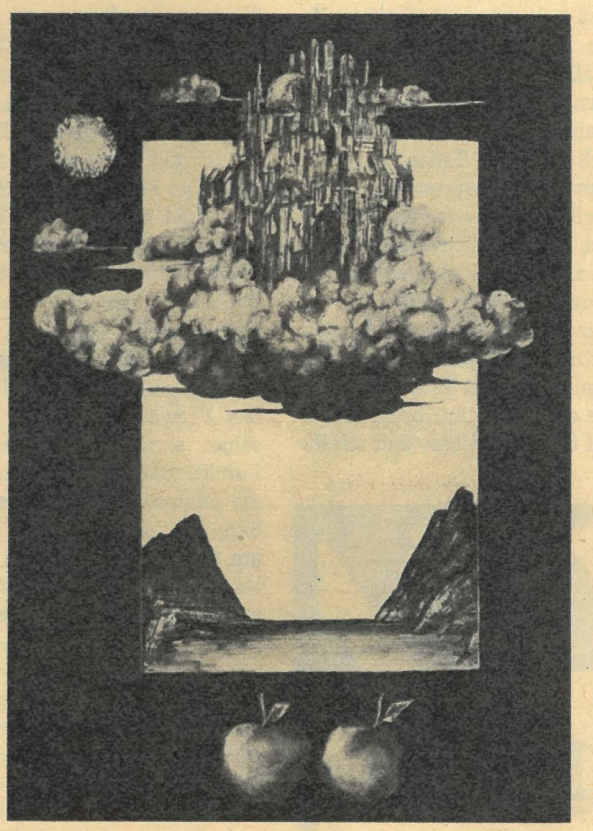
„Die Kuh aber habe ich gegen eine Burka eingetauscht.“

„Das hast du fein gemacht“, sprach seine Frau, „ich mag es, wenn ein Mann eine Burka trägt.“

„Die Burka jedoch habe ich für einen Fes fortgegeben, den aber hat der Wind fortgeweht“, beichtete ihr junger Ehemann zerknirscht.

Da sprang sein junges Weib auf, lief zu ihrem Mann, umarmte ihn und rief: „Wie gut, daß du nach allem, was dir widerfahren ist, lebend und gesund zu mir zurückgekehrt bist!“

Als der Reiche dies vernahm, begann er zu jammern und zu wehklagen, mußte er doch nun zusammen mit seinem Weib Haus und Hof den Rücken kehren und sein ganzes Hab und Gut dem armen Burschen überlassen.



Die Illustration zu diesem Märchen ist auf der Seite 56.

Die Adygen (auch: Adygeien) sind hauptsächlich in dem zur RSFSR gehörigen Adygeischen Autonomen Gebiet beheimatet. Kurzbezeichnung: Adygien. Adygien liegt in der Region Krasnodar im Vorland des Kaukasus. Das Territorium beträgt 7600 km², die Hauptstadt ist Maikop, das Klima gemäßigt warm und feucht.

Die Auswahl der Märchen und die Übersetzung aus dem Russischen besorgte Gabriele Kleiner; Redaktion: Gisela Reller.

[1]) Aul = Bergdorf, [2]) Burka = Filzüberwurf der Hirten, [3]) Fes = Kopfbedeckung/Käppchen

Fortsetzung von Seite 35

Der Vagabund

Knecht. Die Schwester, fuchsrot wie alle Tschadajews, fuchsrot und von der Armut ein Satan, fuhr zeternd auf ihn los, und als sie sich ausgeschrien hatte, gab sie ihm Kohlsuppe und teilte ihm auf der Hängepritsche einen Platz zu neben einer ganzen Brut magerer Rangen. Hier verbrachte er seine ersten unbehausten vier Wochen, brach den Boden um und pries seinen Bauerngott, der ihm die vielen unnötigen Sorgen genommen hatte. Eines Tages jedoch brachte man eine gerichtliche Vorladung, und da verließ Tschadajew die Schwester in unbekannter Richtung.

Die Straßen waren ihm noch nicht versperrt, und in Porosjatnikowo kam er just zur Heumahd zurecht. Er war fleißig auf der neuen Stelle, um seinen Herren den kargen Lohn nach Kräften zu entgelten. Eines Tages jedoch kam ein schmächtiges Sekretärlein auf die Schwemmwiese gelaufen, wo er mit vielen anderen mähte, und brachte ihm ein Papierchen. Es war Erntezeit und Heuwetter, wer sollte den Missetäter schon eskortieren? Man gab ihm also Axjuscha zur Seite, ein zehnjähriges Mädelchen, das sollte den Bösewicht die fünf Werst weit der gerechten Strafe zuführen. Da brach Tschadajew zum erstenmal in seinem Leben in Gelächter aus. Er nahm das Mädchen bei der Hand und zog los.

Sie gingen noch durch Morgentau. Mittags schwoll ein krauses Wölkchen im Zenit, das empörte Himmelsblau begann zu grollen, und alles Wachsende reckte sich in unsäglicher Sehnsucht. Tschadajew und Axjuscha konnten sich kaum noch unter einer Tanne im Wäldchen bergen, als es auch schon pfeifend herabschüttete auf die staubdürren Felder. Das Mädchen graulte sich vor dem Gewitter, es schmiegte sich an den Baum und zitterte, ohne jedoch Tschadajews Hand loszulassen. Da beugte er sich über Axjuscha, um sie vor dem feinen Wasserstaub zu schützen, und erzählte ihr all das, womit einst die Mutter seine eigene karge Kindheit erheitert hatte. Da trieben Teufel ihr Wesen, dumme und behaarte Unheilstifter, Hexenmeister und einäugige Propheten, und unter all den kleinen verhungerten Gespenstern auch Ilja, der die Gewitter bändigte, als wären es Falken auf der Hand. Noch nie hatte Tschadajew eine solche Sprache gesprochen; seine Stimme verflocht sich mit dem Knarren des Waldes, im Grunde erzählten seine Geschichten, wovon auch blitzend und donnernd das Gewitter erzählte. Noch furchtsamer jedoch als dem schauerlichen Wolkensang lauschte Axjuscha den grusligen Märchen Tschadajews.

Dann fegte die Sonne mit breitem grünem Flügel über die Felder und streifte auch Axjuschas bloße Füße. Das Pladdern war vorbei; die Tropfen, die an den Zweigen und in der Luft hingen, hatten sich mit Funkelglanz gefüllt; im Gras, dicht zu ihren Füßen fiedelte eine Grille und hatte keine Angst, zertreten zu werden. Nur weitab unterm Regenbogen knurrte noch ein dunkler hungriger Magen.

„Schwindelst du auch nicht?“ Das Mädchen lugte ihn verschmitzt an. Da ihr jedoch die belustigten Belehrungen der Alten einfielen, zog sie ihn eifrig zur Straße. Kein Wort mehr wechselte er bis zur Stadt mit seiner unbestechlichen kleinen Wächterin, als hätte das gefährliche Gewitter sie einander gar nicht nähergebracht.

Aus dem Stadtgefängnis flüchtete er erst gegen Morgen, und die Woche darauf wurde er Waldhüter.

Die südliche Gegend war arm an Wäldern, darum kam auf jeden Baum in Tschadajews Revier ein Holzdieb. Die Diebe kannten kein Erbarmen im Kampf um ihr diebisches Recht. Tschadajews Vorgänger hatten sie sich gegriffen, hatten ihm eine Meßlatte durch die Ärmel geschoben und ihn laufenlassen, damit er zeitlebens durch den behüteten Wald rennen sollte und ihn nachmessen. Es war Kiefernwald, und darin war's nicht geheuer. Seit langem munkelte man, zur Herbstzeit sängen die Steine und wanderten die Tannen herum... Obgleich es in ihm keinen Förster gab, trat Tschadajew rechtens das verwaiste Amt an. Schon allein seine sinnlose Existenz verbreitete Furcht. Die Diebe wären ohne Arbeit, die Diebskinder ohne Nahrung geblieben, doch eines Abends, als er barfuß am Graben saß und den Kaulquappen im rötlichen Waldwasser beim Tanzen zusah, teilte sich das Gebüsch, heraus trat ein Milizmann in voller Uniform und brachte Tschadajews Haftbefehl.

Tschadajews lachte und ging ins Häuschen, sich die Schuhe anziehen. Als der Milizmann ihm nach einem Weilchen folgte, fand er drinnen nichts als ein Käuzchen, das Tschadajew kürzlich aus Barmherzigkeit im Wald aufgelesen hatte. Das Käuzchen hockte auf dem Tisch und zwinkerte dem beamteten Mann entgegen, der vor dieser Schande zurückprallte. Tschadajew war im Waldesdunkel verschwunden.

Seine erste Vagabundennacht, die er auf einem Holzstoß verbrachte, war voller Wohlgerüche. Ihn weckte ein Käferchen, das sich in sein weiträumiges Nasenloch verirrt hatte. Durch die Luft schwirrte Vogelvolk, und ein rotköpfiger dicknasiger Specht, der vom Klopfen genug hatte, beäugelte nachdenklich den Ankömmling. Tschadajew dachte ans Vergangene und lachte über die Leute, die nicht müde wurden, seine Missetaten zu verzeichnen. Frevel und Frevel verträgt sich gut: Zu der Geschichte mit den Steuerrückständen kamen das eigenmächtige Verschlingen der Vorladung und das Nichterscheinen vor Gericht, dann ließ sich Selbstverhehlung anführen, und rechnete man noch die Flucht hinzu, so war klar, daß er sich selbst für alle Zeiten in den Bann getan hatte. So wurde er Vagabund.

Schon konnte er nirgends seßhaft werden und lebte auf der Wanderschaft. Er zog immerfort herum, und die Welt schrieb immerfort mit. Niemand fragte nach ihm selbst, nur seine Versündigungen zählten. Zuweilen, hatte er Faulenzen und Einsamkeit satt, nahm er Arbeit an; sommers ging er unter die Hirten, winters postbotete er im Kreis, im Frühjahr wurde er Flößer, und eines schönen Herbsttages traf ich ihn am Fluß, wo ich ein Wunderkraut suchte, das ich von Kindheit her kannte und dessen Namen ich nie gehört hatte. Mich hatte wohl ein seltsames patschendes Geräusch angelockt. Ich kletterte die Böschung hinab und sah Tschadajew; sein Tun dünkte mich das eines Zauberers. Auf einem Floß liegend, hielt er in der erhobenen Hand ein Stück Holz, in der andern eine eigenartig geformte hölzerne Schöpfkelle, mit der er ab und zu aufs Wasser schlug. Eine halbe Stunde später, als wir mit dem gegenseitigen Beschnuppern fertig waren und er sicher war, daß ich kein Gesetz an ihm vollstrecken wollte, erklärte er mir, so fange man Welse. Und lachte dabei und weidete seine schnurrhaarige Beute aus. Bei solch ruhigem Wetter sei das Patschen weit zu hören; der Wels komme auf den Laut hin näher und werde für seine Neugier durch Mitkochen in der Kohlsuppe gestraft.

Wir saßen am Feuer. Am hohen Flußhang, bewachsen mit Faulbaum und Espengestrüpp, verglomm traurig und orange der Sommer. Der Rauch biß in die Augen, und etwas zwang mich, die angekokelten Äste eifriger ins Feuer nachzuschieben. Kein Wort während unseres knappen Gesprächs verlor Tschadajew über seine Moldauerin, doch mir war, er dächte alle Zeit an sie: wie er eines Tages brav und einfältig auf ihren Hof kommen und der Mann eine Sau absengen würde. Ein Weilchen würde er dastehen, den spitzen Argwohn des Mannes über sich ergehen lassen und dann für immer verschwinden. Tschadajew allerdings bestätigte meine Mutmaßungen nicht.

„... in einem Jährchen bin ich der reinste Teufel geworden, und was schert den Teufel schon!“ sagte der Vagabund mit seiner tiefen Stimme, und mir war, als sei er es schon – ein gehörnter, leibhaftiger Aberglauben. „Was schert den Teufel schon, sag ich! Durch ihn kann man glatt durchgehn, und er lacht sich eins!“

Die Brühe wurde gar, es gab nur einen Löffel. Ich ging meines Weges, ohne mein Kraut gefunden zu haben. Der Tag verlosch, die Bäume wurden flach, die Wege lila, die Felder feucht. Ich wähnte immer, mir müßte doch ein Reiter entgegenspringen und hoch überm Kopf gegen Tschadajew ein Papier schwenken, laut dem jener in den Sack zu nähen und zur Untersuchung in die Stadt zu schaffen sei. In diesem Moment war ich geneigt, der alten Bauernmär Glauben zu schenken, wonach ein Bär unter Augenzeugen aus dem Wald trat, dem Dorf, nahe dem er sein Leben verbrachte, seinen Bückling machte und im Wald verschwand und sich nie wieder blicken ließ.

Kraftfahrzeughalter!

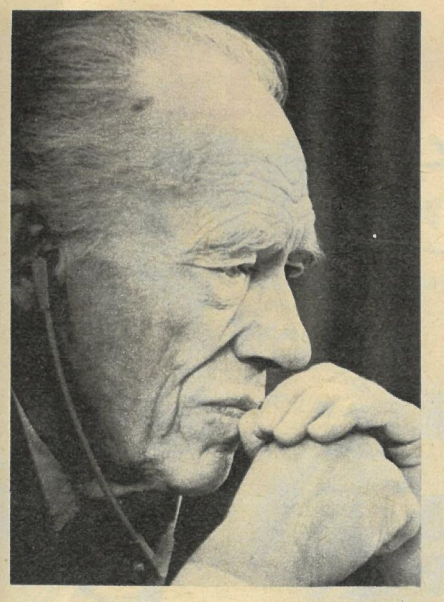
Die Kfz-Steuer und der Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

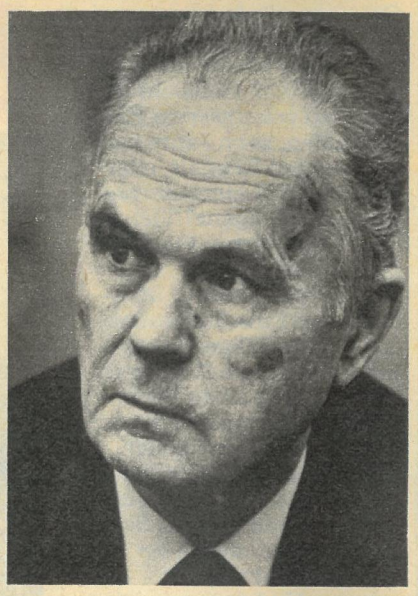
Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für das laufende Jahr wird Ihr Abbuchungsauftrag bis 31. März entgegengenommen.

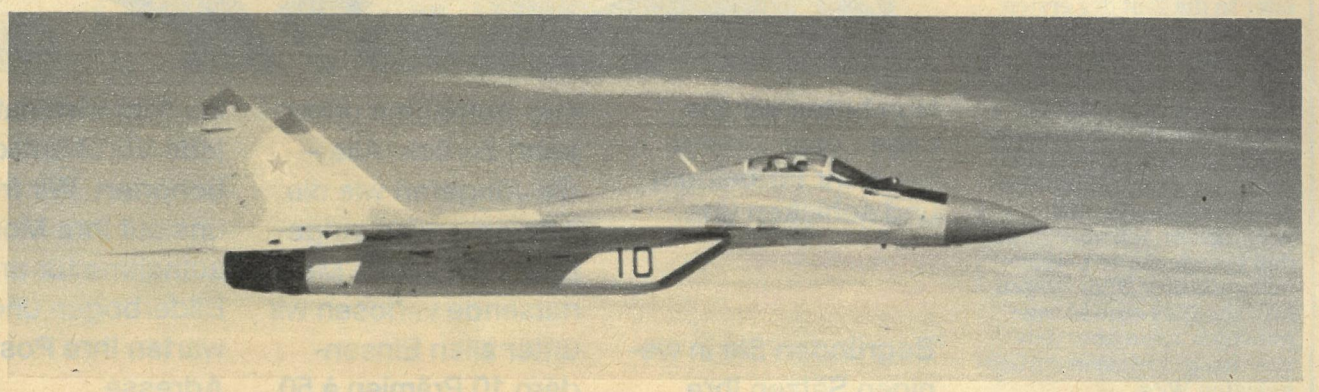
STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Männer des Jahres '88



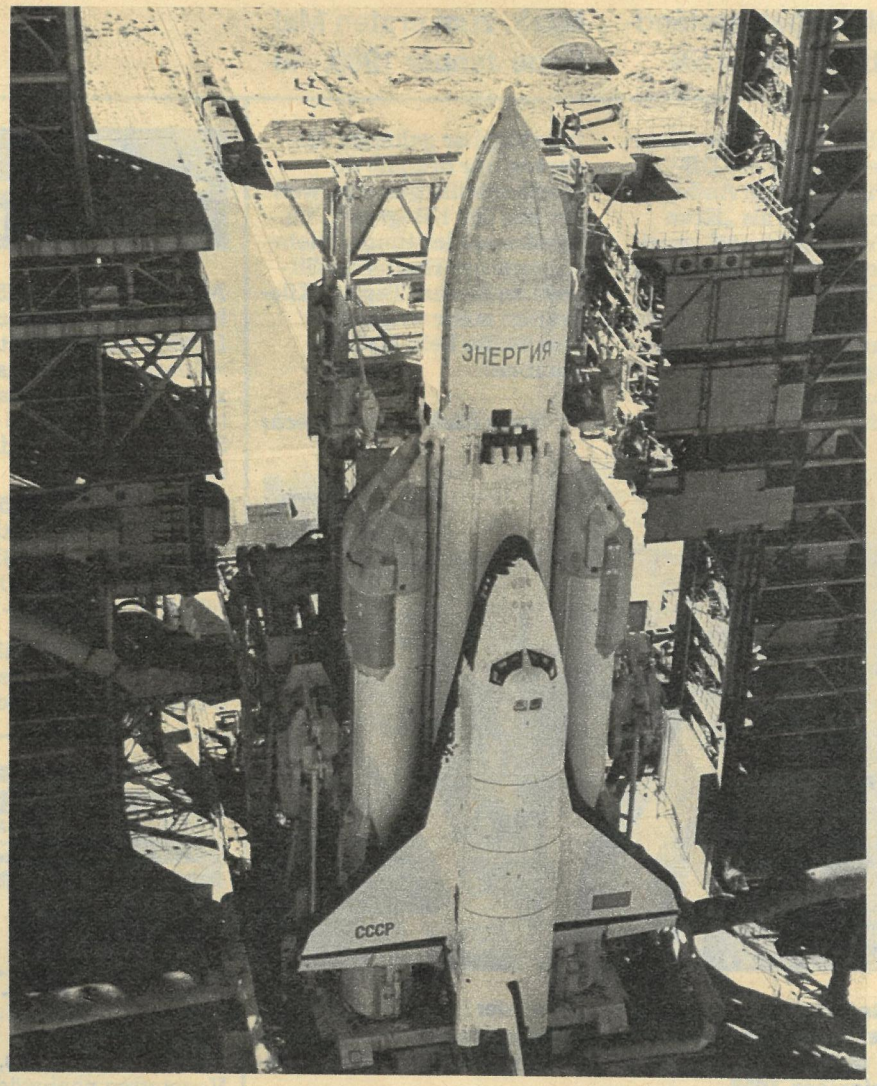


MiG – mehr als ein Augenblick



Reporterglück, nicht der pure Zufall, führte uns in diesen Tagen in Moskau zu einem Rendezvous mit zwei Männern, deren Lebenswerk heute in aller Munde ist und die nun auch für die Weltöffentlichkeit zu den ganz Großen im Zeitalter der Hochtechnologie gehören, obwohl ihre Namen bis gestern im Ausland kaum einer kannte: Rostislaw Beljakow (oben rechts) und Gleb Losino-Losinski (oben links). Zwei Konstrukteure, die in eine Schule gingen und die, obwohl sich ihre Wege trennten, seit einem Halbjahrhundert nach einer gemeinsamen Formel entwerfen und experimentieren, die ihrem Talent und ihrem Element entspricht: Geschwindigkeit plus Höhe. Der eine, Beljakow, baut Überschallflugzeuge, der andere, Losino-Losinski, baut Raumflugzeuge, die für die Kosmonautik bestimmt sind. Beide begannen im Jahre 1939 bei Mikojan und Gurewitsch ihr Handwerk zu erlernen, das jetzt bereits Wissenschaft geworden ist. Beides Ingenieure, die aus der berühmten MiG-Schule kommen. MiG – diese Abkürzung für Mikojan und Gurewitsch – hat für Beljakow und Losino-Losinski eine ganz besondere Bedeutung, weil sie ihren Lebensstil und ihr Lebensziel reflektiert. MiG heißt im Russischen soviel wie Augenblick, im Nu, im Handumdrehen und wird in der Umgangssprache für Tempo, Schnelligkeit und Geschwindigkeit verwendet. Eben das liegt ihren neuesten Konstruktionen zugrunde, die sie zu den Hochtechnologie-Männern des Jahres 1988 werden ließen.

Rostislaw Beljakow offerierte im September auf der diesjährigen britischen Luftfahrtausstellung in Farnborough den Überschalljäger MiG-29, über den die „Neue Zürcher Zeitung" schrieb: „Die Starrolle unter den Flugzeugen hat an der Jubiläumsschau eindeutig die



MiG-29 übernommen." Von Starrolle will Beljakow nichts wissen, er sagt uns: „Wir haben nur das fortgesetzt, was uns Artjom Mikojan lehrte." Er sagt nicht, was die Fachwelt sagt, daß die MiG-29 einen neuen Meilenstein darstellt, daß in ihr neue Werkstoffe stecken, die große Bedeutung für den künftigen Flugzeugbau haben, daß ihre elektronische Ausrüstung absolute Weltspitze verkörpert, daß ihre Triebwerke bei minimalem Kraftstoffverbrauch sehr hohe Leistungen und eine hohe Betriebsdauer garantieren und das bei niedrigem Geräuschpegel. Er meint: „In unseren Köpfen und in unseren Computern entstehen Flugzeuge für das Jahr 2000." Er ist kompetent für diese Aussage, denn er ist Chef des MiG-Konstruktionsbüros, das er seit zwei Jahrzehnten leitet.

Ein paar Wochen nach dem Auftritt der MiG-29 in Farnborough lieferte Gleb Losino-Losinski die zweite Sensation des Jahres mit dem Start der sowjetischen Raumfähre Buran. Der alte Flugzeugbauer und neue Raumschiffkonstrukteur zu FREIE WELT: „Was mir MiG gab, steckt in unserem vielfach verwendbaren Transportsystem. MiG, das ist nicht nur einfach der Augenblick."

Text: Karl-Heinz Eyermann
Fotos: Volkmar Billeb (2), TASS (1), ADN/ZB (1)

Ein Foto aus meinem Leben

Oje, was würde ich aus meiner Fotosammlung anbieten? Wofür würde ich mich entscheiden? Vielleicht für das Foto von unserem Klassentreffen, zehn Jahre nach dem letzten Zeugnis, oder das vom Wohnungseinzug – in die erste eigene? Vielleicht doch lieber für den gelungenen Schnappschuß von meiner zwanzig Stunden alten Enkelin Pauline oder die zufällige Begegnung mit einem Kosmonauten. In Frage käme auch das Erlebnis während einer Dienstreise über Ländergrenzen oder die Entdekkung eines Kleinods in der restaurierten Stadt… Sich zu entscheiden fiele bestimmt nicht nur mir schwer. Und dennoch: Die Aufforderung reizt. Vor allem, wenn man in seiner Fotokiste etwas tiefer kramt, ein bißchen zurückschaut, in die Gründerjahre unserer Republik beispielsweise oder in die Zeit der ersten persönlichen Bewährungen oder einfach in den sich um uns herum täglich verändernden Alltag. Da jeder seine eigenen Erfahrungen macht, sind natürlich auch für jeden ganz individuelle Momentaufnahmen die wichtigsten. Ich aber finde, daß gerade ein so persönlich gefärbter Bilderbogen im Jahr 1989 eine Menge aussagen kann über den von uns gemeinsam zurückgelegten Weg.

Wolfgang Scheel

Nun bitten wir Sie, liebe Leser, greifen Sie in Ihr Fotoalbum und schicken uns

Ein Foto aus Ihrem Leben.

Begründen Sie in wenigen Sätzen Ihre Wahl. Selbstverständlich bekommen Sie Ihre Aufnahme unversehrt zurück. Alle – die Jüngeren wie die Älteren – sind aufgerufen. An jedem Monatsende verlosen wir unter allen Einsendern 10 Prämien à 50 Mark, zum ersten Mal Ende Januar 1989. Außerdem wird natürlich jede Veröffentlichung honoriert. Wir freuen uns auf Ihre Momentaufnahme für unseren Bilderbogen und erwarten Ihre Post per Adresse

Redaktion
FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Straße 29
Berlin 1026
Kennwort:
Ein Foto aus meinem Leben

Sie fragen wir antworten

Schwere Jungs

In Berichten über das Gewichtheben ist zuweilen nicht nur von den stärksten, sondern auch den schwersten Männern der Welt, den sogenannten Superschweren, die Rede. Wer sind eigentlich die „schwersten Jungs"?

Ludwig Opitz, Leipzig

Es gab bisher ein halbes Dutzend Superschwergewichtler, die mehr als drei Zentner Körpergewicht auf die Waage brachten: Jiři Zbricky (ČSSR – 164,95 kg), Leonid Shabotinski (UdSSR – 161,75 kg), Petr Pavlasek (ČSSR – 159,20 kg), Wassili Alexejew (UdSSR – 156,80 kg), Jouiko Leppa (Finnland – 152,15 kg) und Gerd Bonk (DDR – 151,30 kg). Erstaunlich dabei ist, daß der Olympiasieger, Weltmeister und Weltrekordler Alexander Kurlowitsch mit wenig mehr als 130 Kilogramm Gewicht zu den „Federgewichtlern" der Superschweren gehört und der US-Amerikaner Paul Anderson, den man einst als „Kran von Tennessee" und „zwei Stühle benötigenden lebenden Fleischberg" bezeichnete, mit 137,90 Kilogramm nur an 20. Stelle liegt. Bei den Spielen 1956 in Melbourne war es geradezu eine Sensation, daß der für unschlagbar geltende Anderson nur deshalb die Goldmedaille gewann, weil der mit 500 Kilogramm im Dreikampf leistungsgleiche Argentinier Humberto Silvetti an diesem Tag 5,6 Kilogramm mehr wog als er! Das wollte kein Mensch glauben!

Hans Richard Vollbrecht

Der Gewichtheber Wassili Alexejew, der „Weltrekordler an Weltrekorden", und die elffache Diskuswurf-Weltrekordlerin Faina Melnik auf dem Empfang im Kreml für sowjetische Olympioniken 1988

Wer schreibt uns?

Alexander Kissir (25), angehender Bauingenieur, Hobby: Hundezucht, wünscht Briefwechsel zwecks Erfahrungsaustausch. UdSSR, 333 026 Simferopol, ul. Gaidara d.2, kw. 47

Erik Schablinski (25), sammelt Kalender, Postkarten, Abziehbilder. UdSSR, Lettische SSR, 228 400 Daugawpils 4, ul. Arodu 40–27

Alexander Barkowski wünscht Briefwechsel mit DDR-Bürgern zwischen 30 und 40 Jahren in Russisch oder Belorussisch. UdSSR, 677 014 Jakutsk, ul Moskaiskowo 17/2, kw. 39

Renata Drelinkiewicz (21), Interessen: Medizin, Musik, Literatur, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. VR Polen, 37-760 Dynów, woj. Przemyśl, ul. Handlowa 5/21

Genute und Aivars Liepiniai, Ehepaar (27), wünscht Briefwechsel in lettischer, litauischer, russischer Sprache oder Esperanto. UdSSR, Lettische SSR, 229 220 Madona 1, p.k. 25

Swetlana Wodjanik (20), Hobby: Fotografie. UdSSR, 320 085 Dnepropetrowsk, pr. „Prawdy" d. 52, kw. 19

Preisfrage

Heft 1/89

Wie lange dauert es, bis die Vegetation nachwächst, nachdem eine Rentierherde über die Tundra gezogen ist?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 Mark sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 4/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 1. Februar 1989.

Schiff a. D.

Ermuntert durch bisherige Veröffentlichungen im Leserforum möchte ich nun auch meine Entdeckung von unterwegs preisgeben. In Gdynia fotografierte ich am Präsidenten-Landungssteg die „Blyskawica". 1937 wurde der Zerstörer in Dienst gestellt, 1939 nach Großbritannien evakuiert. Während des zweiten Weltkrieges kämpften Besatzung und Schiff unter britischem Kommando gegen den Faschismus, u. a. im Kanal, Nordatlantik und Mittelmeer, und legten dabei 148 000 Seemeilen zurück. Nach 1945 wurde die „Blyskawica" generalüberholt, mit sowjetischen Waffen und elektronischen Anlagen ausgerüstet und diente als Flaggschiff der Polnischen Seekriegsflotte. Seit Mai 1976 nun ist sie Museumsschiff und wurde bisher von mehr als 3 Millionen Menschen besichtigt. Wer mehr über ihre Geschichte erfahren will, die Zeitschrift „Poseidon" schreibt dazu in ihrem Heft 3/88. *Gerhard Lucht, Berlin*

Von Rurik bis Peter I.

Im alten Nowgorod, Ihr Beitrag „Etwas unternehmen – aber was?" (FW 26/88) erinnerte mich daran, entstand auch mein Foto (oben): das Denkmal Tausend Jahre Rußland. Sein Schöpfer ist der bekannte russische Bildhauer Michail Mikeschin (1837–86). Die Gründung des russischen Staates geht auf das Jahr 862 zurück, als der Legende zufolge der Warägerfürst Rurik in Nowgorod zu herrschen begann. Diesem Ereignis zu Ehren errichtete man 1862 das Denkmal, welches der Krone des Monomach nachempfunden ist, in der die Großfürsten und Zaren geweiht wurden. Das Hochrelief des Granitunterbaus zeigt wichtige Persönlichkeiten Rußlands während dieses Jahrtausends (Alexander Newski, Puschkin, Glinka u. a.). Die Bronzekugel wird von Skulpturfiguren der bedeutendsten Fürsten und Zaren bis Peter I. getragen. Oben auf der Kugel erhebt sich eine Frauengestalt (Rußland) und ein Engel mit Kreuz.
Reinhard Höhn, Zeesen

Von Gewicht

Ihr Beitrag „Im Land der Bonsai-Chausseen" (FW 24/88) hat mich sehr interessiert, da ich vor meiner Rente fast 40 Jahre mit an Planung und Leitung der Landwirtschaft in unserem Bezirk beteiligt war. Doch möchte ich etwas richtigstellen. In dem Gespräch mit dem KPdSU-Gebietssekretär Andrej Braun wird angegeben, daß im Gebiet Zelinograd jährlich etwa 5 Millionen Dezitonnen Getreide geerntet werden. Hier hat sich ein Fehler im Verhältnis 1:10 eingeschlichen. Die tatsächliche Menge beträgt 5 Millionen Tonnen (in der DDR waren es 1988 10,4 Mio Tonnen). Interessant wäre in diesem Zusammenhang auch der dortige Einsatz von Saatgetreide, der bei uns mit 170–180 Kilogramm je Hektar angegeben wird.
Egon Jahn, Dresden

Die Verwechslung der Maßeinheiten Tonnen und Dezitonnen geht auf mein Konto. Entschuldigung! Von Professor Sulejmenow, dem Direktor des Instituts für Getreideanbau der Sowjetischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, erfuhr ich, daß im Kasachstaner Neuland 120 Kilogramm Saatgut je Hektar eingesetzt werden. Er meinte wörtlich: „Da sind Erträge um 8 Dezitonnen je Hektar regelrecht bitter!" (In der DDR sind es etwa 50 Dezitonnen). Er wies darauf hin, daß nur die Hinwendung der sowjetischen Landwirtschaft zu Intensivtechnologien merkbare Verbesserungen garantiert. Wir berichten demnächst ausführlicher.
Klaus Hurrelmann

Aids-Diagnose

Sie schreiben in dem Beitrag „AIDS" (FW 25/88), daß in der Sowjetunion an mehreren Diagnostika gearbeitet wird. Wie kann man aber bei so wenigen Kranken und Infizierten deren Wirksamkeit überprüfen?
Sabine Schmidt, Berlin

Im Moskauer Institut für Immunologie erfuhren wir von den Wissenschaftlern, daß sie die Möglichkeit hatten, das von ihnen entwickelte Diagnostikum in Uganda einzusetzen. Die 50 000 Analysen, die sie dort machen konnten, haben geholfen, viele Infizierte zu finden, die bisher von ihrer Ansteckung nichts wußten und demzufolge ihr Verhalten nicht danach einrichten konnten. Aids ist in Uganda leider sehr weit verbreitet; zehn bis zwanzig Prozent der Bevölkerung tragen das Virus in sich. Damit sich die Krankheit in diesem afrikanischen Land nicht weiter so schnell ausbreitet, ist übrigens in den letzten Monaten mit internationaler Hilfe eine große Aufklärungskampagne gestartet worden.
Sonnhild Kutschmar

Kleine Teufelei

Sie haben bei der Preisfrage Russisch FW 24/88 die Nummer 4 ausgelassen. War das der Druckfehlerteufel? *E. Geyer, Berlin*

Jawohl, er wollte den Ratern eine 5 für eine 4 vormachen. Doch keiner fiel darauf herein.

Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Volker Hohlfeld, I. Utkin (TASS), W. Spillner, Willy Pritsche, Archiv; Zeichnungen: Aus „Echo Planety" 20/88

Kommt der Mensch in die Jahre, stellt er bekümmert mancherlei fest. Was gestern spielend bewältigt wurde, geht heute nicht mehr mühelos. Man ist schneller abgespannt… Höchste Zeit, mit Körperübungen zu beginnen. Beobachten Sie einmal Tiere nach einer Ruhepause. Das auf den ersten Blick träge erscheinende Räkeln und Dehnen ist eine spezielle Gymnastik, die neue Spannung und Munterkeit bewirkt. Im „Reich der Mitte" weiß man das von alters her:

Trainings-Tips aus China

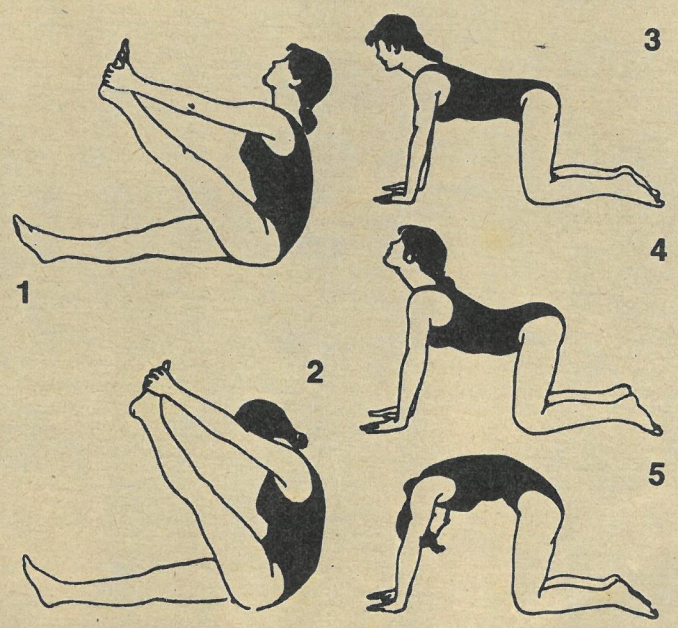
Katze

Wirkung: Die Übung festigt die Muskeln des Bauches und des Rückens, außerdem trainiert sie die Wirbelsäule und verbessert die Blutzirkulation des gesamten Rumpfes. Schmerzen im Kreuzbereich können mit dieser Übung gelindert werden. Ausführung: Kniestand, Hände in Schulterbreite auf den Boden stützen, Rücken gerade halten, Kopf leicht anheben (Bankstellung, Abb. 3). Nun das Kreuz nach unten durchbiegen, gleichzeitig den Kopf

so weit wie möglich nach vorn und aufwärts recken. 5–10 Sekunden so verharren (Abb. 4). Dann den Kopf senken und zwischen die Arme bringen, gleichzeitig das Kreuz nach oben biegen (Katzenbuckel, Abb. 5). Wiederum einige Sekunden verharren, dann in die Bankstellung zurückkehren. Achtung: Bei Bandscheibenschäden nur die Biegung nach oben ausführen.

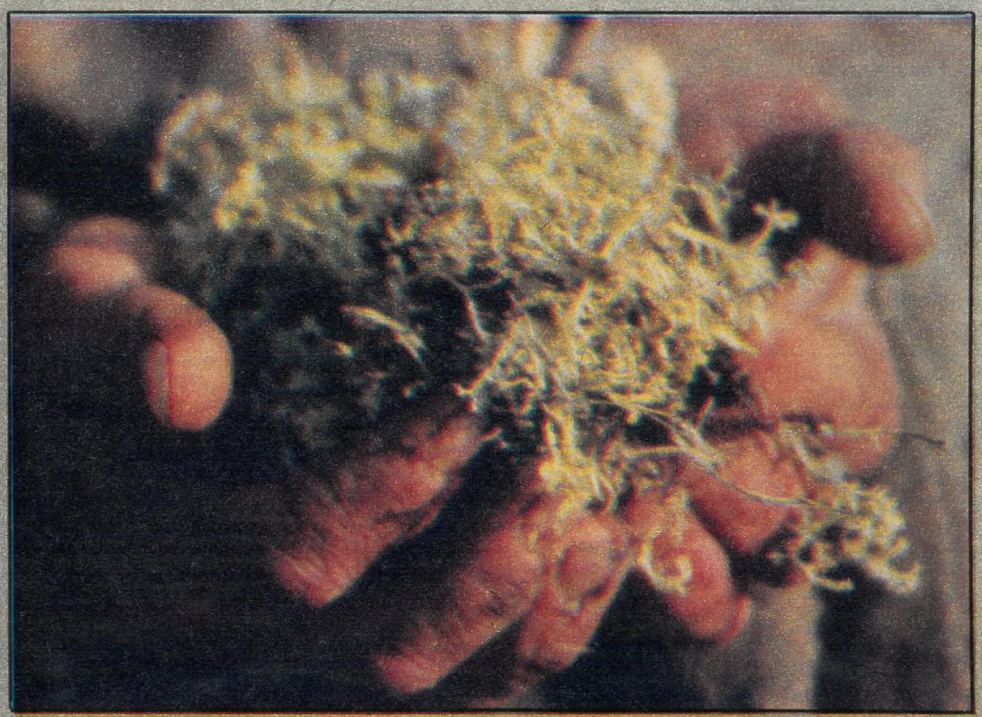
Reiher

Wirkung: Die Übung dient der Elastizität von Rücken- und Beinmuskulatur und verbessert die Blutzirkulation im unteren Körperbereich. Sie hilft Schwellungen der Beine zu beseitigen und kann Schmerzen der Beine lindern. Ausführung: Mit gestreckten Beinen auf den Boden setzen. Nun mit beiden Händen den linken Fuß umfassen – Daumen an die Zehen, Finger an die Fußsohle legen. Das Bein anheben, möglichst gestreckt lassen. Nun tief einatmen und den Kopf nach hinten führen (Abb.1). Langsam ausatmen, dabei den Kopf senken und das Bein so weit wie möglich an die Brust ziehen. 10 Sekunden so verharren (Abb. 2), dann in die Ausgangsstellung zurückkehren. Die Übung mit dem rechten Bein wiederholen.



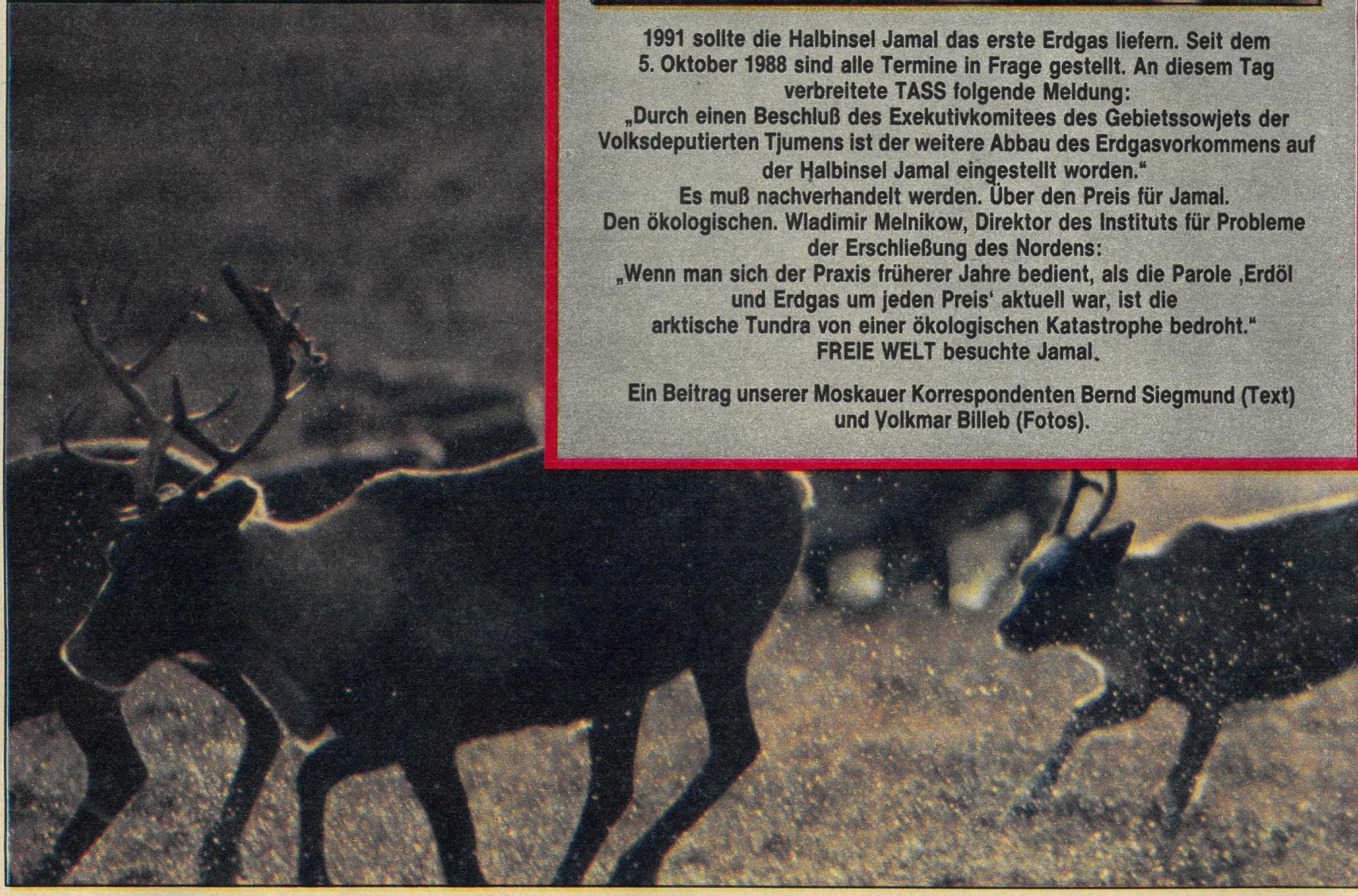
Weitere Übungen folgen demnächst.

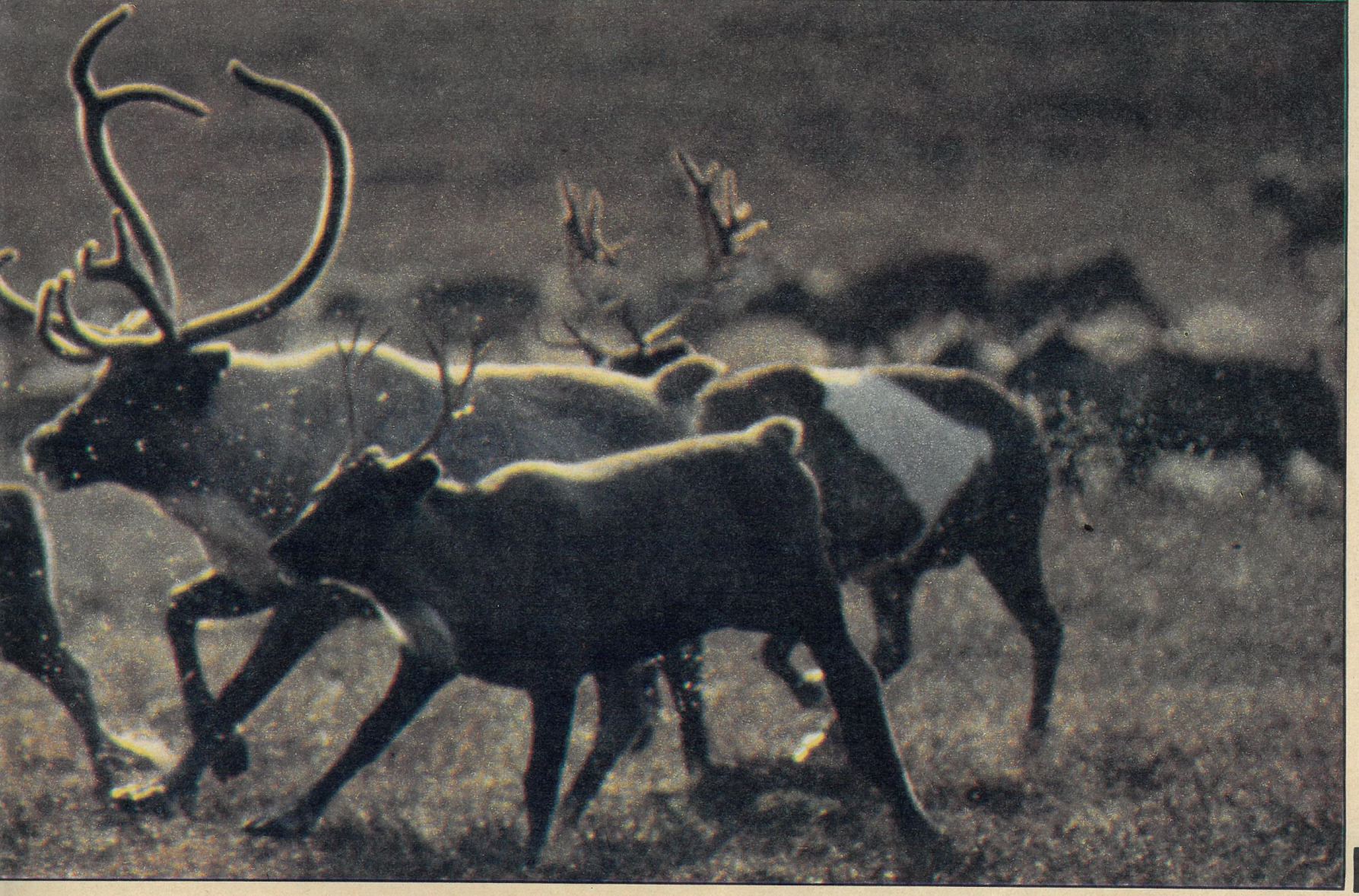
SPUREN



1991 sollte die Halbinsel Jamal das erste Erdgas liefern. Seit dem 5. Oktober 1988 sind alle Termine in Frage gestellt. An diesem Tag verbreitete TASS folgende Meldung:
„Durch einen Beschluß des Exekutivkomitees des Gebietssowjets der Volksdeputierten Tjumens ist der weitere Abbau des Erdgasvorkommens auf der Halbinsel Jamal eingestellt worden."
Es muß nachverhandelt werden. Über den Preis für Jamal.
Den ökologischen. Wladimir Melnikow, Direktor des Instituts für Probleme der Erschließung des Nordens:
„Wenn man sich der Praxis früherer Jahre bedient, als die Parole ‚Erdöl und Erdgas um jeden Preis' aktuell war, ist die arktische Tundra von einer ökologischen Katastrophe bedroht."
FREIE WELT besuchte Jamal.

Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Bernd Siegmund (Text) und Volkmar Billeb (Fotos).





SPUREN

Nun gut, sie wußten es nicht besser. In den „Allgemeinen Informationen über das Gouvernement", 1871 herausgegeben vom Statistischen Komitee des Innenministeriums des Russischen Reiches, hieß es bestimmt und nichtsahnend: Westsibirien ist „hinsichtlich seiner mineralischen Reichtümer überraschend arm". Die Experten entdeckten trotz aller Mühen keinerlei Anzeichen dafür, „hier in Zukunft Bodenschätze fördern zu können".
Die Zukunft begann 1932. Da stellte Akademiemitglied I. M. Gubkin die Hypothese von der Erdöl- und Erdgashöffigkeit Westsibiriens auf. 1953 wurde sie in der Praxis bewiesen, die erste Erdgaslagerstätte bei Berjosowo gefunden. 1960 kam die Entdeckung des Erdöls hinzu. Seither geht es Schlag auf Schlag. Medweshje, Urengoi, Samotlor, Jamburg, ein Name rekordträchtiger als der andere. Das mineralische Armenhaus Rußlands ist zur Erdöl- und Erdgashochburg der Sowjetunion geworden. Nun also Jamal.
Iwan Masur, stellvertretender Minister für Erdöl- und Erdgasbau der Sowjetunion, begründet das so: „Es bleibt keine andere Wahl. Der Bedarf an Erdgas wächst sprunghaft. Auf der Suche nach neuen Vorkommen erwiesen sich die auf Jamal als am aussichtsreichsten."

Die prognostizierten Kubikmeter Erdgas gehen in die Billionen. Der Hunger der Volkswirtschaft auf Energie ist groß. Nicht nur der sowjetischen, auch der der Volkswirtschaften anderer RGW-Länder. Westsibirien soll und kann ihn stillen. Von den 727 Milliarden Kubikmetern Erdgas und den 624 Millionen Tonnen Öl, die 1987 in der Sowjetunion gefördert wurden, kamen je zwei Drittel aus dieser Region. Im Jahre 2000 soll der Anteil Westsibiriens an der Erdöl- und Erdgasförderung bei über siebzig Prozent liegen. Das geht nicht ohne Jamal. Doch die Wissenschaftler warnen.

Dr. Wladimir Melnikow: „Jamal ist nicht Urengoi. Und auch nicht Jamburg. Jamal ist eine Einmaligkeit. Hier darf nicht nur in ökonomischen Kategorien gerechnet werden. Jeder unbedachte Schritt kann größte Umweltschäden zur Folge haben. Hier ist das Siedlungsgebiet einmaliger Vogel-, Fisch- und Säu-

getierarten. Wir sind nicht gegen die Ausbeutung des Erdgases. Wir sind gegen eine Hauruck-Aktion. Das vorhandene Projekt, das als Termin das Jahr 1991 vorsieht, taugt nicht für Jamal. Die Projektanten haben die anstehenden Fragen rein formal gelöst. Als technisches Problem. Ohne die Interessen der Urbevölkerung, ohne die Fragen des Umweltschutzes zu berücksichtigen. Mit diesem Projekt werden wir am Ende als besiegte Sieger dastehen. Und dann soll niemand sagen: Verzeihung, wir haben es nicht besser gewußt."

Varianten-Reichtum

Wir fliegen mit dem Hubschrauber. Unter uns karges, strenges Land. Dauerfrostboden. Die Erde hier ist Hunderte Meter tief auf ewig gefroren. Nur die Oberfläche lebt, atmet. Eine zarte, dünne Moosschicht. Eingebettet darin die dunklen Augen kleiner Seen. Es sind Hunderte, Tausende... Wenn im Juni die Erdoberfläche unter der Kraft der arktischen Sommersonne ein wenig zu tauen beginnt, stehen achtzig Prozent der Jamal-Halbinsel unter Wasser.

Noch ist von den zukünftigen Förderstätten auf Jamal nichts zu sehen. Doch Zehntausende Tonnen Fracht sind schon angelandet. Bohrtürme, Maschinen, Transportmittel, ein großer Teil kommt über den Nördlichen Seeweg aus Murmansk und wird am Westufer der Halbinsel abgesetzt. Von dort geht es dann während der drei Sommermonate über die Flüsse Mordyjacha und Sjojacha zum Gasvorkommen Bowanenko. Wie stark wird die Industrialisierung in das Leben der Jamal-Nenzen eingreifen?

Hier ist der Lebensraum der Jamal-Nenzen.

Das Gasvorkommen Bowanenko liegt im Zentrum Jamals. Normalerweise erfordert es nicht viel Raum, um Erdgas zu gewinnen und auf die Reise zu schicken. Doch auf das „Wie" kommt es an. Und da gibt es zwei Varianten für Jamal.

Geht es nach der ersten, so wird die Erdgasleitung die Halbinsel in zwei Hälften teilen. Wie mit dem Lineal gezogen, 540 Kilometer lang. Eine künstliche, unüberwindliche Sperre für die Rentierherden. Neun

SPUREN

bis elf Linien sind geplant, der Größe des Vorkommens angemessen. Jährlich soll eine gebaut werden. Das Bett für alle Pipelines ist 1,5 Kilometer breit. Hinzu kommen zwei Kilometer Baufreiheit links und rechts der Trasse. 540 Kilometer mal 5,5 Kilometer. Ökologen haben errechnet, daß damit auf einen Kilometer technologischer Strecke 960 Hektar zerstörter Weidefläche kommen. 400 000 Rene trägt Jamal. Die Jamal-Nenzen leben von der Rentierzucht. Seit alters ziehen sie mit ihren Herden nomadisierend von Lagerplatz zu Lagerplatz. Drei bis vier Tage bleiben sie im Durchschnitt an Ort und Stelle. Dann wandern sie mit ihren Tieren weiter. Denn der Nahrungsvorrat der Natur ist erschöpft – die Rene haben das magere Grün unter dem dicken Weiß des Schnees aufgefressen. Zwölf Jahre Ruhe braucht die arktische Natur, um sich vom Appetit der Rene zu erholen. Ganze vier Millimeter nur wächst das Moos pro Jahr.

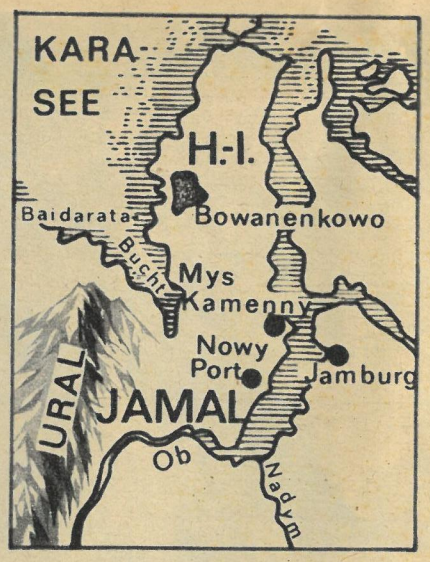
„Die zerstörten Weideflächen sind aber nur die eine Seite der Medaille", sagt Wladimir Melnikow. „Die zweite heißt Dauerfrostboden. Ohne die dünne Schicht aus Rentiermoos ist die Erde schutzlos der Sonneneinstrahlung ausgeliefert. Sie beginnt im Sommer zu tauen, Wasser sammelt sich, es kann nicht ins Erdreich einsickern, Sumpf entsteht, an seinen Rändern schmilzt das ewige Eis immer weiter ab. Eine kahle, unfruchtbare Wüste ist die Folge. Wir haben das in Jamburg beobachten müssen. Und in Urengoi. Und entlang der Erdgasleitung Mossojach–Norilsk.

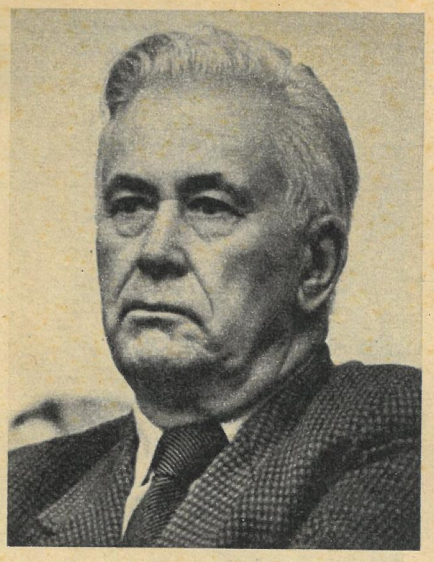
Innerhalb weniger Jahre wurden große Teile lebendiger Natur zu einer toten Landschaft. Und nur, weil man die Gesetze des Dauerfrostbodens mißachtete, falsch mit ihm umging. Sein Verschwinden auf einer Länge von 540 Kilometern hätte für Jamal eine Klimaänderung zur Folge, würde zu einer ökologischen Katastrophe führen."

Doch es gibt eine zweite Variante für Jamal. Sie sieht vor, die Pipeline durch den Baidaratsker Meerbusen zu führen. Das ist technologisches Neuland. Nur hundert Kilometer Dauerfrostboden würden dann in Mitleidenschaft gezogen. Kann man bei dieser Variante den Termin 1991 halten?

„Nein", sagt der stellvertretende Minister Iwan Masur. „Die Meeresvariante erfordert zusätzliche Forschungsarbeit. Wenn wir nicht sofort mit dem Bau beginnen, verzögert sich Jamal auf Jahre."

Das westsibirische Erdgas nimmt seiner Qualität nach eine Ausnahmestellung ein. Es ist schwefelarm und besteht zu 99 Prozent aus reinem Methan. Diese Eigenschaften erleichtern die Aufbereitung des Gases, verbilligen es. Doch der Aufwand, es aus der Erde zu holen, ist groß. Dreißig Milliarden Rubel sind für die Erschließung der arktischen Halbinsel geplant. Die Pipelinetrasse durch den Baidaratsker Meerbusen wird die Kosten zusätzlich erhöhen. Aber nicht auf Kosten der Natur.





Professor Sawwa Uspenski: „Jamal hat eine reiche Tierwelt. Darunter viele Arten, die im roten Buch stehen. Wir dürfen ihre Umwelt nicht zerstören."

Stadt am Bernsteinsee

Wie eine Festung aus Stein, so wächst Nadym aus den Sümpfen empor. 1973 wurde die Stadt rund hundert Kilometer vom Polarkreis entfernt gegründet. Ihr Name ist eng verbunden mit der Geschichte des westsibirischen Erdöls. Sie beherbergt 48 000 Menschen. In Nadym wird die Eroberung Jamals vorbereitet. Die geistige.

Im Kabinett für Umweltschutz, eingerichtet vom fernen Moskauer Ministerium, treffen wir einen berühmten Mann: Sawwa Uspenski, Professor, Zoologe, Spezialist für die Tierwelt des hohen Nordens, Umweltschützer. Wie läßt sich der Widerspruch zwischen Industrie und Natur lösen?

„Das muß kein Widerspruch sein", sagt Professor Uspenski. „Doch wir müssen das offensichtlich erst lernen. Jahrzehntelang haben wir dazu aufgerufen, die Natur zu unterwerfen. Schon allein das Wort ist falsch. Achtung müssen wir der Natur entgegenbringen. Wir müssen die Luft auf der Erde erhalten. Dazu muß der unkontrollierte Holzeinschlag aufhören. Wir müssen der Erde das Wasser erhalten. Und zwar in einer Zusammensetzung, in der es den Durst stillen kann. Und wir müssen den Boden erhalten, diese einmalige Gemeinschaft anorganischer und organischer Stoffe und Lebewesen. Wir müssen mit der Natur in Einklang leben, denn wir sind ein Teil dieser Natur. Ich kann mich an einen Waldspaziergang erinnern. Da hatte jemand einen Ameisenhaufen verbrannt. Nur so aus Spaß. Solche Barbarei entsteht nicht von ungefähr. Schuld tragen auch wir Älteren, die wir unseren Kindern nicht genügend Liebe und Achtung zur Natur anerzogen haben. Je eher der Unterricht in Ökologie beginnt, desto geringer werden die Umweltschäden sein. Natürlich kann man Erdgas auf Jamal ausbeuten. Wir brauchen es doch. Aber auch dafür muß man lernen. Auch von der Urbevölkerung. Schauen Sie sich nur an, wie schonend die Nenzen mit dem Boden umgehen! Die Spuren, die sie in der Tundra hinterlassen, sind Spuren der Liebe zur Natur. Wenn man jedoch sieht, wie so mancher Zugereiste, der hier das große Geld verdient, mit der Natur umgeht – es ist nicht zu fassen. Die ganze Tundra ist voll von Spuren menschlicher Unvernunft. Nur so aus Spaß wird mit Kettenfahrzeugen herumgefahren, der Boden zerstört. Dagegen müssen wir mit aller Härte ankämpfen."

Und nicht nur auf dem Papier. Denn das ist bekanntlich geduldig. Auf Jamal ist ein Anfang gemacht. Eine Naturschutzabteilung wurde gegründet und mit genügend Macht ausgestattet. Die sie gebrauchen kann unabhängig von der Trustleitung. Die erste Festlegung ist ein allgemeines Tundra-Fahrverbot für schwere Geländetechnik. Nur ein schmaler Korridor steht diesen technischen Mammuten künftig zur Verfügung. Und man hat das Recht, hohe Strafen zu verhängen. Für Wilderei und sonstigen Frevel an der Natur. Nicht fünf Rubel oder zehn müssen für Sünden bezahlt werden, die Strafe geht in die Hunderte. In besonders schweren Fällen hat die Naturschutzabteilung sogar das Recht, Menschen, die nicht reif sind für die empfindliche Natur des Nordens, aus der Region auszuweisen. Das klingt gut. Doch erst die Praxis wird beweisen, ob diese Maßnahmen greifen.

Und eine Eisenbahn soll gebaut werden durch Jamal. Erstens braucht man sie zur Erschließung der Halbinsel und zweitens... der Bau dieser Eisenbahn wird dem Naturschutz dienen, mithelfen, die zahlreichen unkontrollierten Fahrten von Raupenfahrzeugen durch die Tundra einzustellen.

„Aber eine Eisenbahn hat nur Sinn", sagt Professor Sawwa Uspenski, „wenn alle Naturschutznormative eingehalten werden. Wir haben die bittere Erfahrung mit der Bahn von Urengoi nach Jamburg. Die Zerstörung der Natur längs des Bahnkörpers führte zur Zerstörung der Eisenbahn selbst. Im Winter war der Bahndamm nachlässig aufgeschüttet worden. Dadurch taute im Sommer der Dauerfrostboden auf, und der Damm zerfloß. Das darf uns hier nicht passieren."

Auch wenn der Termin der Eroberung Jamals nach hinten wegrutscht... Es ist klar, man wird den Erdgasschatz bergen. Behutsam, und im Einklang mit der Natur. Nadym, die Stadt am Bernsteinsee, einst nur eine kleine meteorologische Station, wird eine bedeutende Rolle dabei spielen. Als eine moderne Stadt, in der ein großer Teil des Personals wohnt. Denn das Autonome Gebiet der Jamal-Nenzen soll auf keinen Fall zersiedelt werden. Noch im Jahre 1959 betrug die mittlere Bevölkerungsdichte dort weniger als 0,1 Einwohner je Quadratkilometer. Nur die Ufer der großen Flüsse, die als einzige Verkehrswege dienten, waren besiedelt. Diese sibirische Robinsonade gehört natürlich der Vergangenheit an. Aber die Halbinsel Jamal wird keine großen Städte sehen. Das Motto lautet: weniger Menschen, weniger Gebäude, weniger Belastungen für die empfindliche Natur. Aber an den Förderstellen werden Schichtarbeitersiedlungen errichtet. Mit allem Komfort. Jedoch ohne Kindereinrichtungen, ohne Kaufhäuser und Läden. Die Erdgas-Wachmannschaften werden ein oder zwei Monate dort arbeiten, dann abgelöst und für mehrere Wochen zu ihren Familien zurückkehren. In die Zivilisation. Und die heißt Nadym.

Die Tundra bleibt erhalten

Vor über hundert Jahren schon schrieb Friedrich Engels: „Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unseren menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns. Jeder hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andere, unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben."

Doch das Bewußtsein für die Umwelt wächst. „Wir werden das Gas von Jamal ausbeuten", sagt der Professor Sawwa Uspenski. „Und wir werden die Tundra erhalten."

Eine Jamal-Nenzin: „Schluß mit den wilden Hetzjagden auf Polarfüchse, die manche Erdgasarbeiter zum Zeitvertreib veranstalten."

Karte: Jochen Arfert

In Nummer 14 hat einmal der Schuhmacher Kammerer mit seiner Frau gewohnt. Doch nicht deshalb ist am Haus zum Jakobsbrunnen eine Tafel angebracht. Die erinnert an einen Untermieter der Kammerers: In den letzten Monaten seines Exils, von Februar 1916 bis April 1917, hatte Lenin im zweiten Stock für achtundzwanzig Franken Logis genommen. Die Krupskaja hat darüber geschrieben: „Es war ein altes, finsteres Haus, fast im Stil des 16. Jahrhunderts, mit einem muffigen, stinkenden Hof. Man hätte für dasselbe Geld eine weit bessere Wohnung bekommen können, aber uns gefielen unsere Wirtsleute sehr gut. Es war eine revolutionär gesinnte Arbeiterfamilie…“ Die Gemeinschaft der Bewohner bildete eine „kleine Internationale“, die Frau eines deutschen Bäckers mit vier Kindern, ein Italiener, österreichische Schauspieler mit einer fuchsroten Katze und das russische Paar. Da „wollte Lenin nichts mehr von einem anderen Zimmer hören“.

Schuhmacher Kammerer hat später dem Reporter Kisch von seinen russischen Untermietern erzählt: Küchenbenutzung war ausgemacht, Tee war beliebt, Frau Uljanow hat sehr viel Pfeffer an die Eier gegeben, und ihr Mann hat den lieben langen Tag bis spät in die Nacht hinein gelesen und geschrieben. Die viele Post holte er immer selbst herauf, damit der Postbote nicht so oft Treppen steigen mußte. „Jesus, hat der Briefe und Zeitungen bekommen!“ Und selbst viele Briefe geschrieben, auch nach Hause: „Liebes Mütterchen!… Der See hier gefällt uns sehr, und die Bibliotheken sind viel besser als in Bern … Ich wünsche Dir, daß es recht bald warm wird und Du Dich von dem Winter erholst.“

Die Krupskaja studierte in den Züricher Bibliotheken Schriften über Pädagogik und Schulwesen. Lenin hatte sich als Leser unter anderem in der Zentralbibliothek, in der Bibliothek der Museumsgesellschaft und in der Stadt- und Bürgerbibliothek eingeschrieben, verfolgte seine Imperialismus-Studien, schrieb neben vielen anderen Artikeln „Das Militärprogramm der proletarischen Revolution“. Die Schweizer Sozialdemokraten, Züricher Arbeiter und Jugendliche sahen und hörten ihn auf ihrem Parteitag und in Versammlungen.

Als Rußland den großen revolutionären Ereignissen entgegendrängte, verließ Lenin die Schweiz. „Hoffentlich werden Sie in Rußland nicht so viel arbeiten müssen wie hier, Herr Uljanow“, verabschiedete sich sein Wirt. „Werden Sie denn gleich ein Zimmer finden…?“ „Ein Zimmer krieg' ich jedenfalls“, kam zur Antwort, „aber ob es so still sein wird wie bei Ihnen, Herr Kammerer, das weiß ich noch nicht.“

Lisa Klutschewskaja

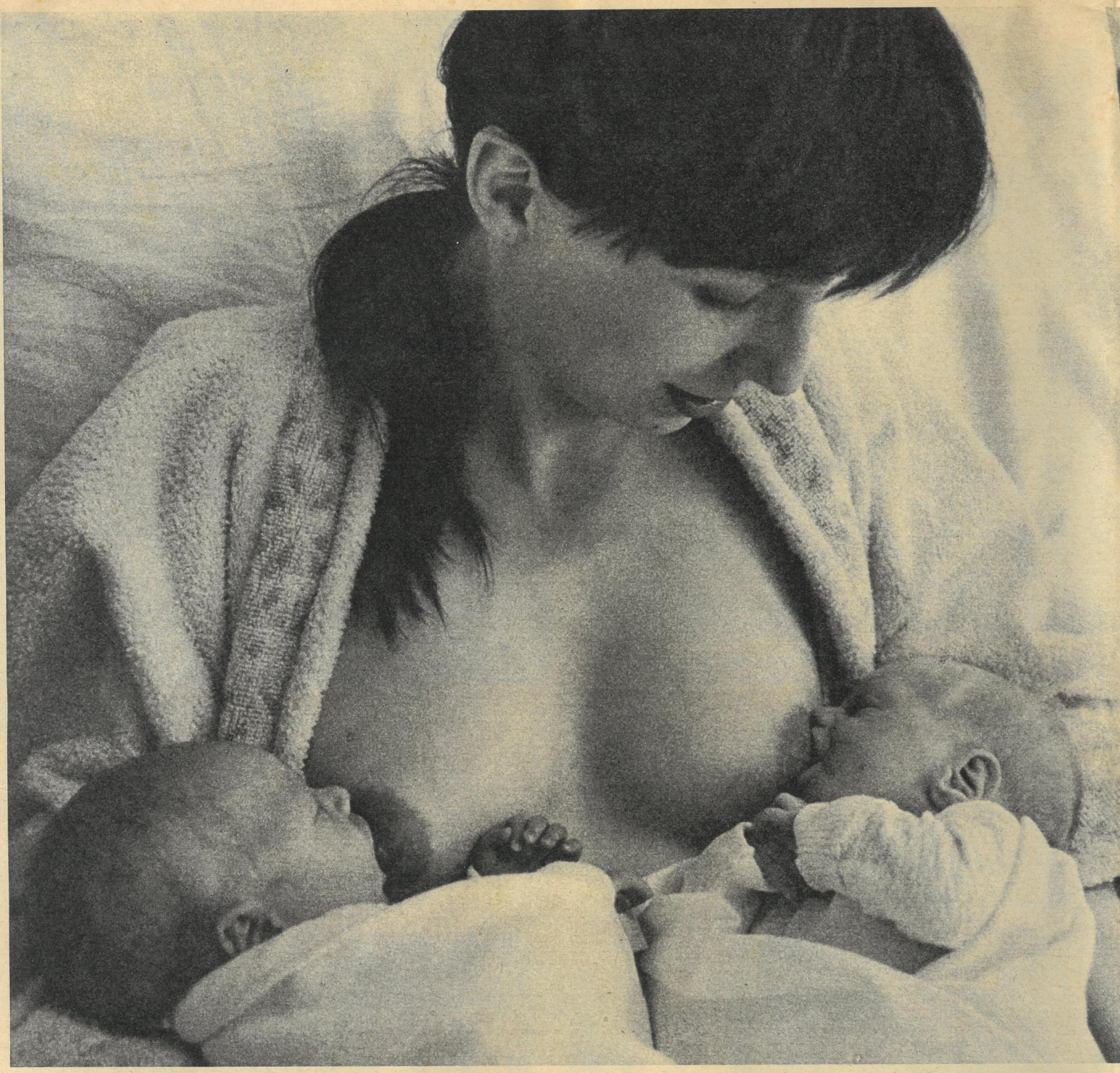
LOGIS in Zürich

Die Züricher Spiegelgasse ist kaum sieben Meter breit. Wie eh und je stehen alte Häuser dicht beieinander, die Höfe sind dunkel (Bild oben). Bergauf geht es, und dann wieder bergab. Sitzt eine da und malt, so wissen die Leute aus der Spiegelgasse: Sie hat das Haus Nummer 14 ins Visier genommen.
Lisa Klutschewskaja aquarellierte an historischen Stätten.

Blick zum Neumarkt (oben) mit dem ehemaligen Lokal „Eintracht", Treffpunkt fortschrittlicher Kräfte. Hier gingen die Uljanows ein und aus.

Nach einem einfachen Frühstück mit den Wirtsleuten und den anderen Logiergästen gingen die Uljanows in die großen Bibliotheken. Blick auf die Zentralbibliothek (oben)

Die Stadt- und Bürgerbibliothek in der Wasserkirche aus dem 15. Jahrhundert, einem der ältesten Gebäude von Zürich (links)



EINS VON 100

Der Schnappschuß „Mutter der Zwillinge“ der Bildreporterin Waltraud Grubitzsch (Foto oben) war eines der 100 besten Pressefotos im vergangenen Jahr, ein Wettbewerbsbeitrag beim Verband der Journalisten der DDR. Die Mutter Ines Franke ist 22 Jahre alt, von Beruf Krippenerzieherin. In Leipzig wohnt die junge Familie, einer Stadt, die sich in den nächsten Jahren ehrgeizige Ziele beim Modernisieren ihrer Altbausubstanz und dem Neubau von Wohnungen gestellt hat.

Wenig anheimelnd sieht das Haus aus, in dem Familie Franke wohnt; ein etwas heruntergekommener Bau aus der Jahrhundertwende. Erbteil rascher Industrialisierung. Ganz anders die Wohnung – helle Zimmer, freundlich eingerichtet. Die junge Mutter: „Vor zwei Jahren zogen wir hier ein. Unser großer Sohn war neun Monate alt. Mein Mann diente damals schon bei den Luftstreitkräften. Seither ist er stets sehnlichst erwarteter Besuch.“ Ihre Brüder und die ihres Mannes bauten die ramponierte Altbauwohnung aus, erneuerten fast alles. Die Toilette ist auf der halben Treppe, wie das eben üblich war in Gründerzeitbauten des Leipziger Arbeiterviertels Plagwitz.

Noch in diesem Jahr, wenn Sven Franke von seinem Armeedienst heimkehrt, wird die junge Familie ihre endgültige Wohnung beziehen, denn der Betrieb von nebenan benötigt das Gebäude für seine Zwecke. In Plagwitz, ihrem Kietz, möchten sie bleiben. Hier wuchsen sie auf, wohnen Eltern und Schwiegereltern, von hier ist der Weg zur Arbeit nicht allzuweit. Am liebsten wäre Frankes eine modernisierte Altbauwohnung.

Volker Hölzer, Abteilungsleiter der Bezirksleitung der SED, erläutert uns später: „Im 40. Jahr der DDR rückt der Wohnungsbau in Leipzig immer mehr in die Innenstadt. Das letzte Wohngebiet, das wir auf der grünen Wiese errichten, ist Paunsdorf. Ab jetzt lautet für uns die Devise: innerstädtisches Bauen. Dabei

wird die Modernisierung der Altbausubstanz in diesem Jahr in den Mittelpunkt rücken." Und Frankes werden zu denen gehören, für die noch 1989 die Wohnungsfrage gelöst ist.

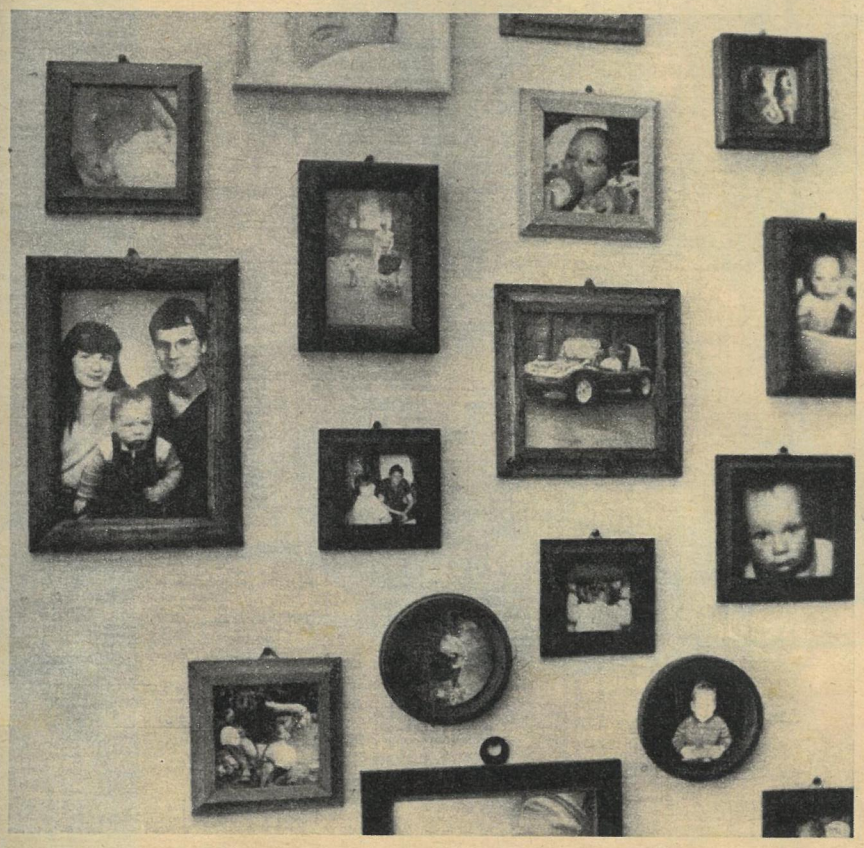
Aus zwei kinderreichen Familien stammt das junge Ehepaar. Für sie stand von Anfang an fest, möglichst rasch hintereinander Kinder zu haben, „damit diese gut miteinander spielen können". Von ihrer Ausbildung her bringt Ines Franke dafür die besten Bedingungen mit. „Die Zeit für die Erziehung gibt mir der Staat durch die sozialpolitischen Maßnahmen." Zwei Jahre wird sie die Zwillinge zu Hause betreuen und später 40 Stunden pro Woche als Krippenerzieherin arbeiten. Vater Sven nimmt seinen Beruf als Zerspanungsfacharbeiter wieder auf, wird seinen Meister machen und dann eventuell studieren.

Inzwischen sind die Zwillinge ausgehbereit. Auch Philipp, der Große, hat den Rucksack umgeschnallt. Der Spaziergang kann beginnen. Er führt das Quartett in den nahe gelegenen Clara-Zetkin-Park. Das ist eine der größten „grünen Lungen" in der nicht gerade mit guter Luft, Wald und Wasser gesegneten Industriestadt.

Wissenschaftler haben errechnet, daß eine Grünfläche von einem Hektar in zwölf Stunden aus 900 Kilogramm Kohlendioxid 600 Kilogramm lebenswichtigen Sauerstoff erzeugen kann. Deshalb legen auch die Verantwortlichen Leipzigs neben der Reinhaltung der Luft und des Wasser so großes Augenmerk auf die bessere Pflege des Parks, den Ausbau beliebter Naherholungsgebiete wie des Kulkwitzer Sees und die Erhaltung des Auewaldes. Dieser in Europa einzigartige Biotop, der sich entlang des Flutbeckens der Elster durch die Stadt zieht, war durch das Absenken des Grundwassers in den Braunkohlentagebauen um Leipzig gefährdet. „Jetzt", so berichtet uns Volker Hölzer von der Bezirksleitung, „werden wir Wasser aus Kläranlagen in den Auewald einspeisen, um seinen Sumpfcharakter zu erhalten." Künftig soll auch die Leipziger Harth wieder neu erstehen. Das 1600 Hektar große ehemalige Waldgebiet mußte der Kohle weichen. Jetzt wird es rekultiviert. Man baut breitblättrige Laubbäume an, welche die Luft Leipzigs verbessern.

Das Foto von Ines Franke mit ihren Zwillingen war eins der 100 besten des Jahres. Das Leben dieser jungen Familie gleicht einem von Tausenden in diesem Land.

Kristina Kotula (Text)
Detlev Steinberg (Foto)



Noch blickt der Vater von der Wand, Sven Franke dient zur Zeit bei der Nationalen Volksarmee.

Im nächsten Heft:

Die Titow-Story

Der Erdenbürger, der sich bisher am längsten im Kosmos aufgehalten hat, erzählt FREIE WELT seine Geschichte – die Story vom Weltallrekordler Wladimir Titow. Es war sein dritter Anlauf. Jetzt flog er und lebte ein ganzes Jahr im All.

Foto: TASS

...Bergnot!

Dramatische Ereignisse im Zentralpamir: Bergsteiger aus der DDR als Teilnehmer und Augenzeugen einer Rettungsaktion am „Pik Kommunismus".

Foto: Dr. Manske

Der lautlose Tod

Weltweit ergeht die Forderung nach einer vollständigen Beseitigung chemischer Kampfstoffe. Mit dem renommierten Naturwissenschaftler Prof. Dr. Werner Dosch von der Universität Mainz sprach FREIE WELT.

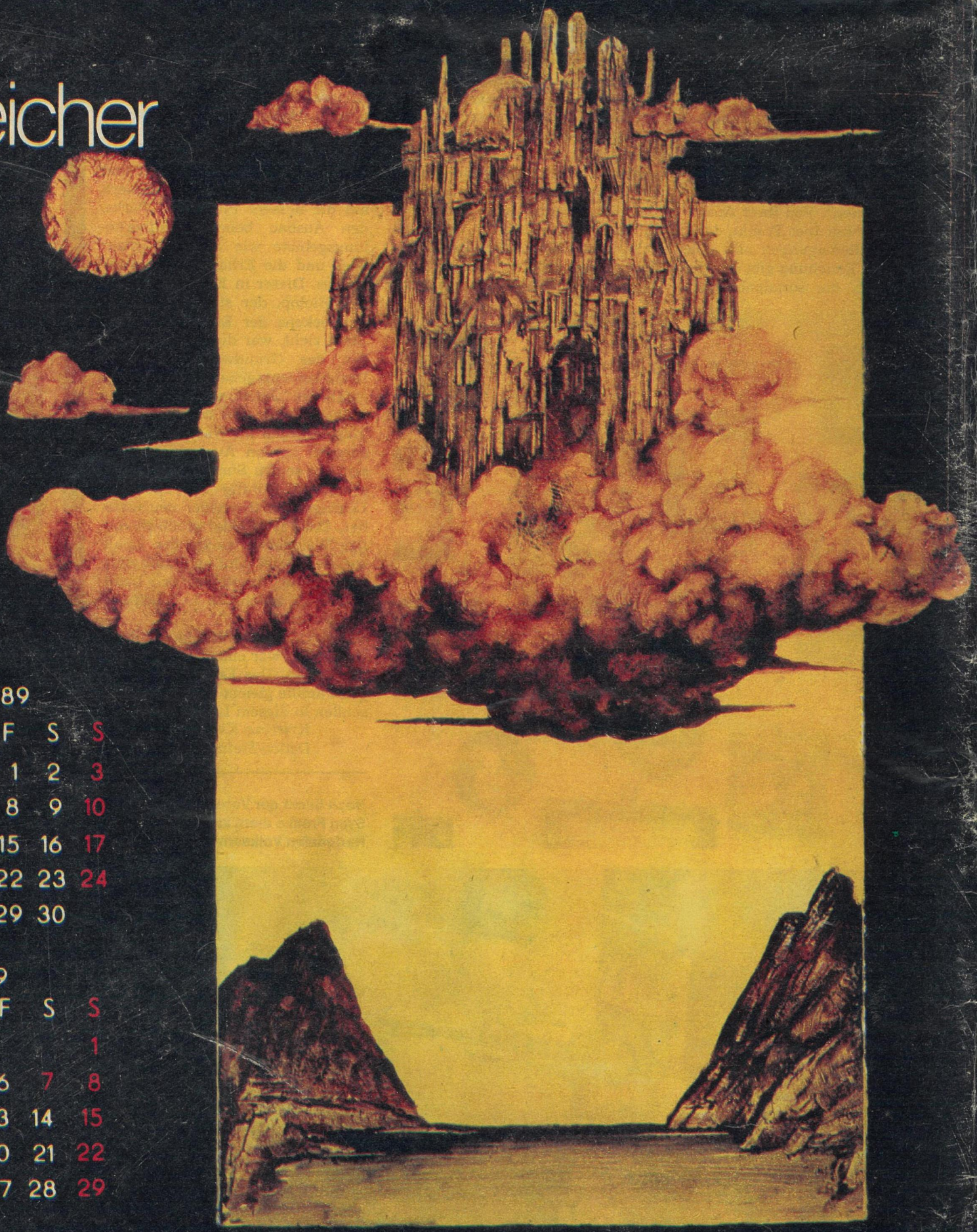
Sprint ohne Pause

In einem Marathon durchs ganze Jahr greift das Ehepaar Christa und Ernst Luding nach dem Prädikat „Weltklasse im Eis- und Bahnradsprint".

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Wie ein Reicher sein Hab und Gut verlor



SEPTEMBER 1989

M	D	M	D	F	S	S
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	

OKTOBER 1989

M	D	M	D	F	S	S
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31					

Liebe Madchen und Jungen!
Die FREIE WELT-Marchenserie – Text auf Seite 41 – macht euch mit Marchen aus der Sowjetunion vertraut. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Ende einen Kalender basteln: die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Locher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die sechste Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Marchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr machen wir euch mit Marchen von Volkern des Kaukasus bekannt.

Illustration: Horst Bartsch